

Nebrauer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amfliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. N.

Inserionspreis
für die einpaltige Schriftzeile oder deren
Raum 15 Pfg., bei Anzeigen 10 Pfg.
Werkamen pro Zeile 25 Pfg.
Inzerate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr
angenommen.

Ergebnis
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch
die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch
die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Nr. 48.

Nebra, Sonnabend, 14. Juni 1913.

26. Jahrgang.

Zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms

15. Juni 1888 15. Juni 1913.

Schwarz hingen Wolken am Himmelszelt,
Einziges Wehrut ging durch die Lande,
Aus allen Gauen klang es von der Etsch zum Belt
Und von der Memel bis zum Nordseefrande:
„Zwei Kaiser, die Gründer des Reiches, geschieden,
Und der neue Kaiser so jung an Jahren!
O Herr, bewahre uns gnädig den Frieden!
Deutschland verwaist und umdroht von Gefahren.“

So tönt es damals. — Du warst Kaiser
Und bald ward kund das Ziel, nach dem Du strebstest.
Es waren nicht des Krieges Lorbeerreiser,
Der Friede war's, für den Du immer lebtest.
Von Gott zu schwerem Amt verpflichtet,
Gestützt auf Deines Heeres starke Macht,
Den Blick aufs hohe Meer gerichtet,
Blickst Du am Reichessteuer treue Macht.

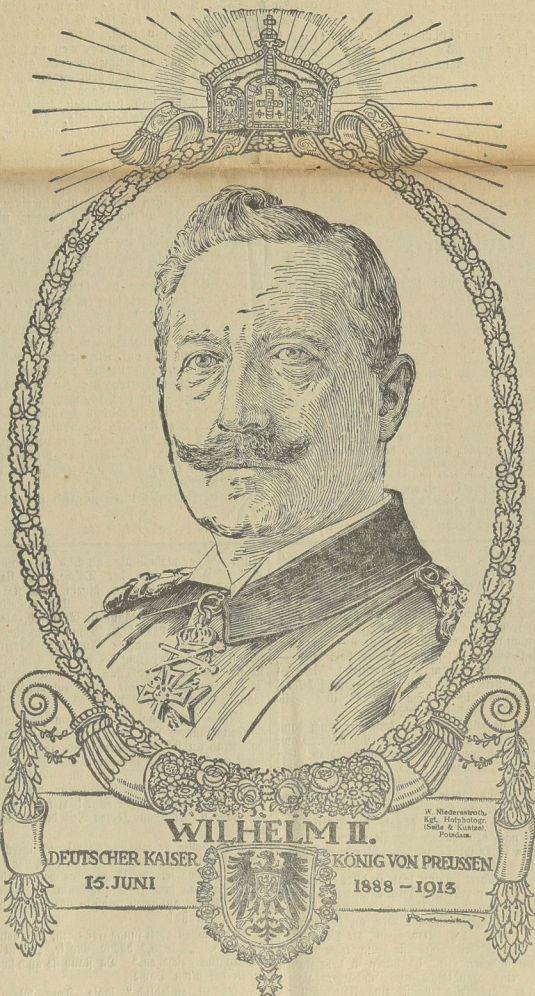
Du hast Dein Werk mit Gott gewagt,
Die Pflicht war Dir so Schwer wie Schild,
Ein deutlicher Mann, der glaubend kämpft unverzagt,
So sehen heute wir Dein Bild.
Drum hebt Dein Volk zum Himmel heut die Hände
Und bittet Gott mit brünst'ger Innigkeit,
Daß er auch ferner Segen sende
Dem Deutschen Kaiser allezeit.

Das deutsche Volk feiert in diesen Tagen ein frohes Fest, das zugleich durchweht ist von der Freude der Erfüllung, wie von der weithinellen Hoffnung auf Segen: Wilhelm II., des neuen Reiches dritter Kaiser, begeht sein 25jähriges Regierungsjubiläum. Und ganz anders als im Jahre 1886, da Kaiser Wilhelm I. das gleiche Fest beging, ist diesmal die Anteilnahme des deutschen Volkes, ja man darf wohl sagen: die Anteilnahme der ganzen Welt.

Das hat seine guten Gründe. Zwar der alte Kaiser hatte die historische Größe für sich, und seine Regierung war, ganz im Gegensatz zu der seines Entsetztes, reich an kriegerischen Ereignissen. Aber des Reiches erster Kaiser hatte bei seinem Regierungsjubiläum sein Lebenswerk hinter sich, während Deutschland von Wilhelm II. noch viel erwartet und vielleicht das Entschiedenste noch zu erwarten hat. Endlich aber kommt noch eines in Betracht: mit dem Werte Wilhelms I. hatte sich bei seiner Jubelfeier die Welt abgemessen; Wilhelm II. steht seit zwei Jahrzehnten im Mittelpunkt des weltgeschichtlichen Geschehens, und er hat, wie selten ein Monarch, die Augen der Welt auf sich gezogen. Freilich zeigte es sich, daß etwas ganz Besonderes in ihm steckte, so bei jener ersten Rede in Düsseldorf (1879 bei der Enthüllung des Cornelius-Denkmals). Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß Kaiser Wilhelm II. in allen Ländern Bewunderer und Gegner hat. Haben doch gerade die Franzosen sich lebhaft mit seiner Person beschäftigt. Italiener, Russen, Engländer und vor allem Amerikaner berühren immer wieder aufs Neue, welchen betrieblinden Wert der Monarch in persönlichen Umgang auf sie ausübt hat. Ja selbst Babel, der Führer der deutschen Sozialdemokratie, vor einmal zugeben mußten: Er ist ein ganzer Mann!

Als der junge Kaiser den Thron bestieg, war man sich nach allem, was von ihm bekannt geworden war, im Auslande klar darüber, der Entengang des jugendlichen Monarchen werde an der Friedenszeit, die der eifersüchtige Kaiser nach drei blutigen Kriegen für Deutschland herbeigeführt hatte, seinen Gesellen finden. Dieses Gefühl war auch in weiten Kreisen des deutschen Volkes vorherrschend, und als gar im Jahre 1890 sich der Kaiser von seinem ersten Ratgeber, der mit der Gründung des Reiches unauflöslich verbunden war, trennte, war man nicht nur in Deutschland, sondern auch jenseits der Bogen und jenseits des Kanals fest davon überzeugt, daß nunmehr ein Grund zum Kriege gelegt werden würde.

Aber die reichen Urteile haben sich geirrt. Der wührende Geist des jungen Monarchen, sein unerschütterliches Wissen, sein immer ruhender Schaffensdrang, seine ganze Persönlichkeit wiesen ihn auf eine ganz andre Weltanfang der unerprobten Straße. Zwar hatte er bei seiner Thronbesteigung an die Armee die Worte gerichtet: „So gehören wir zusammen, — ich und die Armee —, so sind wir freierdenn geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Rathschluss Friede oder Sturm sein.“ aber es blieb doch auch zugleich in der ersten Thronrede: „In der auswärtsigen Politik bin ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Meer und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlfahrt des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg



nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist.“ Diese Worte geben den ameinhalb Jahrzehnten der Regierung Kaiser Wilhelms gleichsam das Gepräge. Was niemand erwartet hatte, was auch gute Kenner seiner Persönlichkeit für unmöglich gehalten hätten, ward zum Ereignis: Dieser Monarch, dessen ganzes Wesen für den kriegerischen Lorbeer eingenommen zu sein schien und der es nie verleugnet hat, daß ein freierbarer Geist in ihm wohnt, ward ein Friedensfürst und ein Kaiser, der nicht müde wurde, der Veröhnung zu dienen. Nicht immer ist Deutschland seit dem Scheiden Bismarcks auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erfolgreich gewesen. Aber es bleibt ein Verdienst Kaiser Wilhelms, daß er auch in den schwierigsten Situationen nicht nach dem Schieber geoffen hat, sondern Möglichkeiten friedlicher Über-einkunft suchte, die dem Reich nicht schadeten. So ist es gekommen, daß nach allen Überwärtigkeiten, nach manchem drohenden Sturm und nach häufigem Wetter das Verhältnis Deutschlands zu Rußland sich besser gestaltet hat, daß wir mit Frankreich, wenn auch unter Schwierigkeiten, auf einem erträglichen Fuß leben, und daß wir endlich nach jahrelanger Entfremdung wieder zu einer Verständigung mit England gekommen zu sein scheinen.

Dazu hat neben der persönlichen Vermittlung des Monarchen, der den Bürgern jener Länder häufig sein Wohlwollen bewies und der bei jeder Gelegenheit sich bemühte, den lebenden Persönlichkeiten jener Länder seine Friedensliebe zu zeigen, vor allem jedoch auch die Fürsorge beigetragen, die der Monarch unausgeseigt dem Ausbau der Wehrkraft des Reiches angedeihen ließ. Die Werte des Friedens, die dreist oder indirekt dem Kaiser ihre Förderung verbanden, sind ungezählt: Das Emporblühen von Handel und Industrie in Deutschland, die Vervollkommnung der Landwirtschaft, die Hebung des Volkswohlstandes, das alles sind Ergebnisse, die ihre letzte Ursache in der Friedensarbeit des Monarchen haben. Daneben war der Kaiser rastlos tätig, die Kunst und die Wissenschaft in deutschen Händen zu fördern und vor allem die inneren Angelegenheiten auszuheilen durch eine Gehegung sozialer Gerechtigkeit. Die schon unter Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1881 geordnete Arbeiterversicherung, das Krankenversicherungsgezet von 1883, die dann erlassenen Unfallgezet, dieses ganze soziale Werk wurde gekrönt durch das Alters- und Invaliditäts-Vericherungsgezet, mit dem Kaiser Wilhelm II. seine erste große soziale Regierungshandlung vollzog. Wir bringen von seinen sozialen Taten noch in Erinnerung den weiteren Ausbau all der vorgenannten Gezeze und schließlich die erst jüngst Gezet erlassene Reichs-Verwaltungs-Vericherung.

Gewis, auch in diesen Jubeltagen stehen viele schmolldend abteilt, denen das Reich nicht Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen gebracht hat, andre wieder, denen die Friedensarbeit nicht zuagt, weil sie meinen, nur im Kriege könne ein großes Volk seine Tugenden übenlernen, und endlich wieder welche, die in der Fron des Tages vergessen, daß wir nicht nur zum Glück geboren, sondern auch verpflichtet sind, jeden Tag aufs neue das Dasein zu erkämpfen. Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes aber ist sich der Bedeutung dieser Jubeltage wohl bewußt, und zum Throne steigt aus den Herzen der Deutschen der warmempfundene Wunsch auf:

Der Himmel segne, beschütze und erhalte unsern Kaiser Wilhelm II.

Der Vorsitzende der Deutschen Turner-
schaft Gebheimer Sanitätsrat Dr. Ferdinand
Hoy in Leipzig feierte mit seiner Gattin das
fest der Diamanten. Die deutsche
Turnerschaft war vertreten durch die Vorsitzende
Mitglieder Frau (Stettin) und Käthe (Wreslau).
Der Rat der Stadt Leipzig fungte als Offizi-
umschreibende. Sämtliche Turnvereine Deutsch-
lands und Österreichs sandten Glückwünsche.

Der mutige Kuraga. In Missionen hat
der Kuraga Leutnant Wähle vom Grenzregiment
der 3. Kavallerie ein Pferd eines dreijährigen
Knaben mit eigener Lebensgefahr vom sicheren
Tode des Gefährten und der zuerst hochgegan-
nen Saale gerettet.

Brandstiftungen in einem Lehren-
seminar. Im hiesigen Lehrenseminar zu
Ettlingen entfielen in der letzten Nacht
gleichzeitig an mehreren Stellen auf unerklär-
liche Weise Brände. Die Höligen konnten sich
noch rechtzeitig ins Freie retten. Im Zeichen-
saale, sowie in dem darunter liegenden Bräu-
keller waren verschiedene Brandherde mit Betrol-
tum angelegt. Während der Verhärten
wurden im Schlafsaal zwei Betten in Brand
gesetzt.

Von einem Wieneschwarm getötet
wurde der 67-jährige Rentner Dobrel in
Dorf. Als er dem Wienenflock seines
Sohnes arbeitete, überfielen ihn die wütenden
Tiere; sie hatten nicht nur das ganze Gesicht
bedeckt, sondern waren auch in Nase und Ohren
getreten.

Dynamit-Explosion auf einem franzö-
sischen Torpedoboot. Als am Dienstag bei
Marseille das Torpedoboot „Gamin“ damit
beschäftigt waren, Minen auf der Reede von
Borde Bouché bei Stortia zu legen, um einen
die Schiffahrt gefährdenden Felsen zu sprengen,
ging eine Dynamitpatrone zu früh los. Die
vier Matrosen wurden durch die umher-
geschleuderten Feststoffe als schwerste verletzt.
Zwei von ihnen starben bald.

Ein fabelhaftes Bild Erhalten. Bei
einer Pariser Verleumdung sprach jetzt ein
Sommerkinder, Frau Scholanda, ein Bild
Scholanda, das sie mit 75 Franc bezahlten
musste. Es war freilich nicht der große Ge-
nuß, den sie sich davon versprechen konnte,
sondern der geschäftliche Wert, der sie zu dieser
Ausgabe veranlaßte. Das Bild Scholanda
zeigte nämlich ein kleines Bild Bonapartes als
erster Konsul, und es war zweifellos eines von
den vielen, die man damals erlangen konnte
zum Lohn zu fesseln pflegte. Die Scholanda
wurde in einer alten Kommode gefunden, in
der sie der ursprüngliche kleine Meister adios
hatte liegen lassen. Sie war sogar noch in den
alten Umhang gewickelt. Wie wäre es, wenn
artige Kinder von heute die Lehre aus dieser
Lachade zögen und manchen Bonbon zum
Nutzen ihrer Irenen in der Scholanda auf-
bewahren, statt das sie sich vielleicht an allzu
reifeleim Gemüß den Wangen verberben?

Bombenexplosion bei einer Gedächtnis-
feier in Brüssel. Die Gedächtnisfeier für
den portugiesischen Dichter Camoens in Brüssel
begann mit einem Bombenattentat. Ein Ge-
schütz, der sich aus mehreren hundert Schülern
zusammensetzte, zog zum Denkmal des Dichters.
Als der Zug ziemlich am Denkmal war, explo-
dierte eine Bombe, wobei mehrere Personen
verletzt wurden, eine Person tot getötet worden
ist. Mehrere Verhaftungen wurden vorgenom-
men. Später wurde der Urheber der
Explosion gefunden. Er erklärte, er habe
Selbstmord verüben wollen.

Luftschiffahrt.

Eine eben so glänzende wie tollkühne
Leistung vollbrachte der französische Flieger
Hubert den Aufstieg, indem er von
Himmelsdienst von Paris über Berlin
nach Barhagen flog 5 Uhr 15 Min. früh stieg
er in Villacoublay bei Paris auf, internam
eine Zwischenlandung in Wanne und war um
12 Uhr 4 Min. in Johannisthal-Adlershof bei
Berlin. Nach dreistündiger Flugepause flog er
weiter und landete abends 7 Uhr 15 Min. in

Barhagen auf dem Hochflugfeld. — Die
reine Flugzeit Paris—Berlin—Barhagen beträgt
9 Stunden 35 Min. Die letzte Etappe Ber-
lin—Barhagen durchflog Brindjone in 3 Stun-
den 35 Min. Die Distanz von Paris bis
Berlin ist 910 Kilometer lang, die von Berlin
nach Barhagen 590 Kilometer. Brindjone hat
demnach durchschnittlich 150 Kilometer in der
Stunde zurückgelegt. Eine ähnliche großartige
Flugleistung habe bisher nur der Italiener
Guillaud aufzuweisen, der im April von Biarritz
nach Kolum in Holland (1500 Kilometer) flog.
Der Zeppelinluftkrieger „Sachsen“ ist
von Wien bereits nach Friedrichshafen zurück-
gekehrt. Die Führung bei der Fahrt hatte
Dr. Götner.

Weibliche Offiziere in Frankreich?

Vor einem Vierteljahre konnte man lesen,
daß das österreichische Kriegsministerium etwa
40 Damen im Generalstab angestellt habe;
diesem Beispiel möchte nun, wie die Wänter
melde, die französische Republik in größerem
Umfange folgen. In Paris hat eine Frau
Deulafoy und das Kriegsministerium öffentlich an-
geboten, sie und mehr als 800 Damen, die sie
fiele, würden mit Freuden bereit sein, dem
Vaterlande zu dienen, und sie hätten daher, einen
weiblichen Dienst einzurichten, damit diejenigen
Offiziere und Unteroffiziere, die jetzt noch immer
in den Bureaus am Schreibtisch verweilen
müßten, im Kriegsfall vor die Front gestellt

der dreijährigen Dienstzeit böse geliebt war,
jetzt das Lob dieser heldenmütigen Frau Ang.

Englische Soldaten als Journalisten.

In einigen englischen Regimentern ist es
Sitte, eine selbstverfaßte und selbstredigere
Zeitung herauszugeben, bei der es Herausgeber
und Mitarbeiter gleich gut haben. Die Grund-
züge, nach denen eine solche Zeitung redigiert
und herausgegeben wird, sind ungefähr folgende:
Die Zeitchrift erscheint monatlich — wenn
möglich. Alles, was die Leser zum Abdruck
einreichen, wird gratis aufgenommen, auch
Annoncen; für humoristische Beiträge bezahlt
der Herausgeber. Das Blatt wird allen ohne
Ausnahme regelmäßig zugestellt — und das
Gesetz regelmäßig eingesehen. Gewöhnlich
erfolgt die Gründung einer derartigen Zeitung
in der Offiziersmesse, und die bekümmerte Grund-
lage bildet eine Sammlung unter den Offizieren
und ein Beitrag aus dem Kasinofonds. Und
nun ist es wunderbar zu sehen, welche über-
reichen Talente unter Offizieren, Unteroffizieren
und Mannschaften schlummern und nur der rechten
Gelegenheit zum Erwachen harren! Der
Dichter, dessen Geistesergüsse bereits von
allen möglichen Redaktionen abgelehnt worden
sind, findet hier zu seinem Erzählen unbeschränkten
Raum, und Bräudererwäge, so viel er
will. Was seine Feder dabei emporhebt,
hinunter ihm wenig — haltet mich ja doch ein
jeder das Blatt, ohne Rücksicht auf seinen litera-
rischen Gehalt! Aber manchmal fehlt selbst
dieser Mangel. Wenn das Regiment in
proller Sommerzeit einen recht beschwerlichen
Ertramarich auszuhalten hat, dann ist auch die
gelächteste Muße nicht bei Laune. Und der
Redakteur nimmt nun den Entschluß, was er
früher — er ist dann auch meistens danach
Wird der Mangel an Manuskript chronisch,
so muß das Blatt sein Erzählen einstellen.
In solcher Not schrieb einmal der Herausgeber
einer inzwischen entlassenen Kavallerie-
regiment folgendes an die Spitze des Blattes:
„Zunächst die übliche almonachale Bitte um
Gefühlsbildung wegen der Unmöglichkeit der
Zeitchrift. Sie ist aber nur dadurch vor frühem
Tode bewahrt worden, daß uns in letzter
Stunde ein fünf Seiten langes Gedicht „An
die Sterne“ zugeht, das bereits von jeder
Redaktion in ganz England dandend abgelehrt
wurde. Darum senden Sie uns Manuskript!
Ich bitte! Senden Sie uns recht viel Ma-
nuscript!“

Gemeinnütziges.

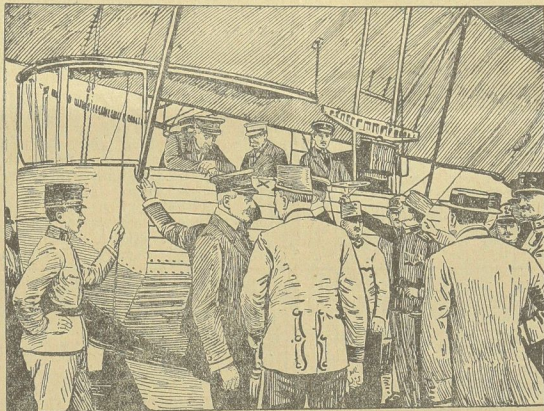
Nachricht. Streut man auf die Brand-
plätze eines Stearinfabrikators seines Salz, so daß
das Stearin vollständig brennt; damit ist
das Salz bis an den Docht heranzieht, so er-
hält man ein völlig geruchloses und scharf
brennendes Nachlicht.
Man eine Marmorplatte auf Holz dauernd
zu befestigen, würde man unter aufgeschliffen
Firniskleim gefolgt. Mit dieser
firnisähnlichen Masse werden beide Flächen be-
strichen, das Holz sowohl als auch die Marmor-
platte, und einige Tage liegen gelassen.

Buntes Allerlei.

Die Hypothek Kaiser Wilhelm's. Das
Solbatenamt auf dem Schießplatz bei Nierdorf
zählt zu seinen Hypothekengläubigern auch den
Deutschen Kaiser. Als dieses Gebäude vor etwa
zwanzig Jahren, zur förmlichen Hebung und zur
geordneten Unterhaltung der nach dem Schieß-
platz Nierdorf Hochkommandos, auf Veran-
lassung Kaiser Wilhelm's errichtet wurde, über-
nahm der Monarch die erste Hypothek im Be-
trage von 55 000 Mk. zu vier Prozent. Die
jährlich 2200 Mk. betragenden Zinsen werden
jedoch nicht an den Kaiser abgeführt, sondern
mit seiner Genehmigung im Interesse des Sol-
batenamts auf Nierdorf fest zu Hypothekengläubiger ein-
getragen.

Graf Zeppelins fernflug nach Wien.

Die Begrüßung des Grafen Zeppelin (X) nach der Landung des Luftkreuzers „Sachsen“ auf dem
Flugfeld von Albern bei Wien.



Freier, als es das offizielle Programm vordah,
hat Graf Zeppelin seine schon lange geplante
und verordnete Fahrt nach Wien ausgeführt. Mit dem
neuen Luftkreuzer „Sachsen“ ist er in Baden-Dos
aufgestiegen und nach einer glänzenden verlaufenen
Fahrt in Wien eingetroffen. Uebell, wo sich der
solche Luftkreuzer sehen ließ, wurde er von der do-

nerheiteren Volksmenge begrüßt, aber ganz besonderer
Zusatz läßt sich aus, als das Luftschiff über Wien
erfahen und nach einigen Wunden landete. Der
Bischof von Baden-Dos bis Wien, der in der Luft-
stunde 650 Kilometer beträgt, hat die „Sachsen“ in
3 1/2 Stunden bewältigt, wobei in einer Stunde
betragte 80 Kilometer zurückgelegt wurden.

Bei einem Fluge auf dem österreichischen
Flugfeld Gillingen nahm der österreichische
Wänter Franz Seidl eine kurze zu eng. Der
Apparat schwankte stark, flüchte um und kurz
hitzig nach unten. Man fand den Wänter
unter dem gestürzten Apparate sehr schwer
verletzt. Nachdem ihm Hilfe geleistet worden
war, wurde er ins Krankenhaus gebracht.
Unterwegs starb er aber schon.

Gerichtshalle.

Verfahren. In dem langwierigen Rechts-
streit der Bahnarbeiterin Cäcile Mayer aus
Galligen gegen den Grafen Bismarck-Konietz
wegen der Verlust des jungen Grafen Joseph
wurde Dienstag die Klage, die behauptet
hatte, daß der junge Graf mit ihrem unech-
tlich geborenen Sohne identisch sei, und auf An-
erkennung ihrer Behauptung klagte, von dem
zweiten Zivilkammer des hiesigen Landgerichts
kostenlos abgewiesen.

Postdam. Das hiesige Schupengericht
verurteilte den 24-jährigen landwirtschaftlichen
Arbeiter Karl Ruff aus Belgien, der in der
Nacht zum 16. März seinen schlafenden Slei-
verer erschlagen hat, wegen Totschlags zu zwei-
einhalb Jahren Gefängnis. Der Angeklagte
war in vollem Umtrage gefänglich.

Marie erschrickt vor dieser Vision. — Sie
preßte die Hand auf das unglückselig hochobere
Verg, „es ist nichts, Mama Werner!“ rief sie,
als diese sie zu umfassen strebte. „Es ist
nichts.“ Damit machte sie sich los und eilte
in das Haus.

10.
Einem sonnendurchglänzten September waren
herrliche Hobertage gefolgt. Wam durfte sich
im Südamerikaner nähern, klar und molkenlos
der Himmel, von jener dunklen Wänter, auf der
das Auge sich zu gerne ausruht. Wenn der
Freiheit nicht gewesen wäre und der Abend-
nebel, der von der See herkam, es wäre in
niehden Tagen noch sein Ahnen des nahenden
Winters gewesen.

In Part von Wänter blühten die Verblü-
ten, die die Pflanzenwelt draußen am
Feldrain fanden in zweiter Wänter. Ein paar
Wegweiser haben staten in einer Wänter, die auf dem
Mitteltische der Veranda stand. Die hatte
Wänter dahingekommen, und jetzt lagte er zu
Egon von Wänter, der mit ihm auf die Ver-
anda trat:

„Was sagen Sie, Herr Baron? —
Johannistriebe auf Wänter! Das hab' ich auch
noch nicht erlebt! Wenn's so fortgeht, bekommen
wir zweie Vierteljahr! Oha! Weil die Ernte
noch nicht reif genug war!“

„Ja, ein gelegenes Jahr.“ antwortete
Egon.

„Gelegnet! Das ist doch viel zu wenig,
Herr Baron. Ein Winter nur der Herbst und
die Ernte. Und alles herein!“
Aus den letzten Worten klang etwas wie

werden könnten. Das Kriegsministerium möge
nun den Mut finden und praktische Schritte für
Damen einrichten. Vorausgesetzt, daß sie sich
geflügelt anstellen, könnten sie dann ebenbürtig
die Offizierspatent bekommen, und wären sie
dann eben so tüchtige Offiziere.

So überdacht die Geschichte Ainet, gar lo
unabhängiger scheint sie in der Tat nicht zu
sein; man hat bekanntlich in allen staatlichen
und privaten Betrieben längst auch weibliche
Kräfte angestellt; warum sollte man schließlich
nicht in den Bureaus der militärischen Behörden
solche Damen anstellen? Frankreich hat
16 879 Offiziere in der Front und 1278 in der
Verwaltung; für die Reserve verhalten sich die
Zahlen 23 190 und 4178. Tatsächlich fehlen
aber 4000 Reserveoffiziere. Die energische und
talentvolle Frau Deulafoy meint nun, daß
man diesen Mangel sehr leicht dadurch aus-
gleichen könne, indem man einfach den größten
Teil der Reserveoffiziere in die Front
stella und die so in der Verwaltung gefassten
Kadeten mit weiblichen Kräften ausfülle, so daß
im ganzen in der aktiven Armee wie in der
Reserve insgesamt nur 1500 Verwaltungsof-
fiziere blieben. Mit dem so gewonnenen
Überschuß könne man getrost zwei neue Armees-
körper formieren. — Man kann sich denken, in
welchen Könen die vaterlandsliebende Wänter
Frankreichs, die durch die Meutereien wegen

Stolz. Aber nun sollten Sie sich Ruhe geben,
Herr Baron, Sie haben ja geradezu für sich,
und jetzt lassen Sie auch noch nicht locker, und
dem Sie die Rechte auf dem Anstand liegen.
Das ist zuviel; man soll die Kräfte nicht über-
bepflanzern.“

Egon rief ein kurzes Wachen aus. „Die
wachen, Wänter, die wachen. Und wenn man
ein bisschen darüber nach, wird man schon müde
und läßt gelegentlich einen Tag durch, ist ja
das beste, was man haben kann, so durch-
schlafen, was?“

Der alte Inspektor kratzte sich auf dem
Kopfe. Na ja, wissen Sie, Herr Baron, wenn
ich das tue, mit Wänter zu lagen, in Ihren
Jahren, da mühte ich mich wohl besseres. Und
während die meisten jungen Leute nicht mehr da
sind, so sehr die meine Traurigkeit ist es
auf Wänter noch nie gewesen. Darüber soll ich
wohl nicht reden. Ich bin ja auch schon still.
Manchmal geht einem halt die nichtsichtige
Wange durch. — Um! — er räusperte sich ver-
legen. — Aber die Blumenblüten! Sie haben
die Wärme da draußen wohl noch nicht
gesehen! Herr Baron, ich hab' schon erlebt,
und die Zeit verlebter Schnees auf den
Zweigen lag. Im dem Jahr können die Herr-
leutner sich die Wänter nach dem Süden er-
kagern, wir haben Italien und Ägypten bei
uns zu Hause.“

Dem alten Wänter kam es vor, als habe er
da wieder eine Dummheit gesagt. Er zog die
seine Zahnhölzer aus der Innentasche, einer
Wänter und den bodstadelernen Tabakstengel
aus der Hosentasche.

Frau Werner. „Ja, denken Sie nur, es ist
bedenklich!“
Marie schaute, wie ihr das Blut zum Herzen
drang. Fred Wänter's!

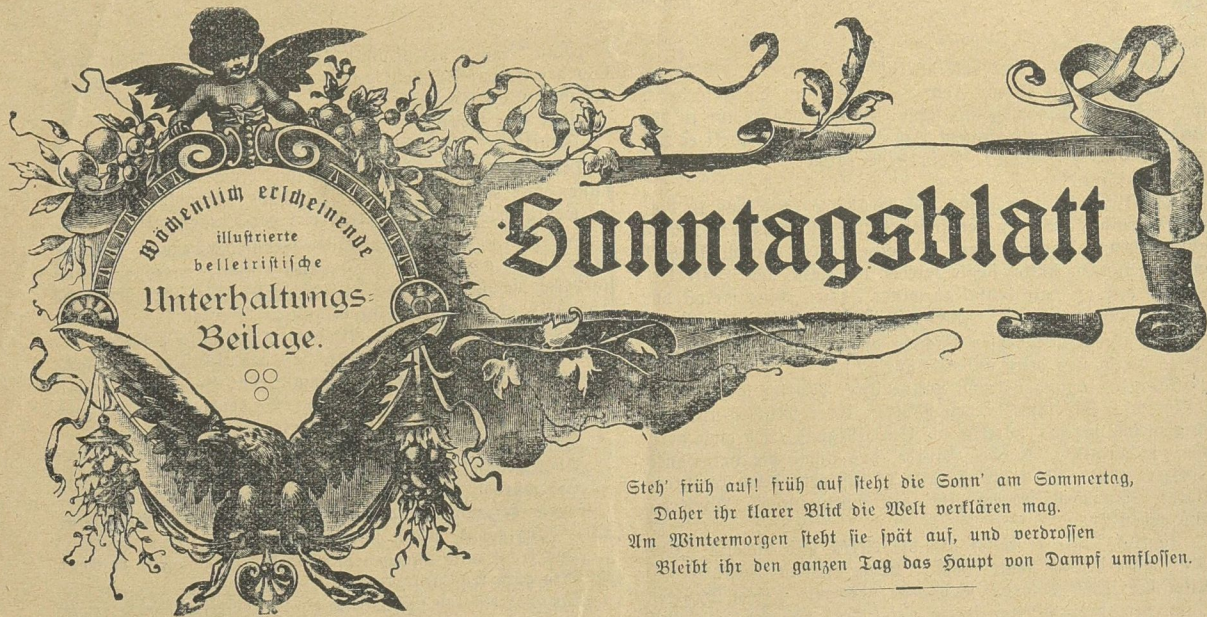
„Ja, er ist tot! Die Kraber sagen, er müßte
gleich tot gewesen sein, von dem Anprall. Ein
solches Unglück.“

Marie harrete vor sich hin mit weitgeöffneten
Augen. Gestern abend, hier im Parte, hatte
sie Wänter die Hand gereicht. Sie wollte
ihm damit sagen: „Ich will nicht mehr un-
gerecht sein, ich begreife alles und darum ver-
zeihe ich.“ Ob er das wohl herausgeföhlt hat?

Marie war so erschrickt, daß sie ein nervöses
Schluchzen nicht unterdrücken konnte.
Frau Werner meinte trocken: „Ich hätte Ihnen
davon nichts sagen sollen. Sie sind ja doch
noch angegriffen.“ Kommnen Sie Marie, ich
will Sie auf Ihr Zimmer führen. Sie müssen
sich beruhigen. Warum war er auch so toll!“

Netzt bemerkte Frau Werner eilt, daß Marie
anders gesehelt war, wie sonst. „Sie wollten
ausgehen? Und nun kommt so etwas.“

Da bellann sich Marie. Ja, sie hatte sich
angeklopft, sie wollte ausgeben. Sie wollte
weit fort. — Und Werner ist tot! Ichrie es
dabei in ihr auf; etwas war abgefallen von
ihr, sie schloß sich emporgeschoben, vor ihren
starrenden Augen baute sich ein Haus auf, dessen
Dach mit Wänter bewachend war. Er rühte
näher und näher, sie sah es deutlich. An den
Wänter wucherten Grün und vor dem Saale,
ruhergeß, stand ein Mann mit blonden Haaren,
die blauen Augen auf sie gerichtet, winkte er
und hob die Arme.



Wöchentlich erscheinende
 illustrierte
 belletristische
 Unterhaltungs-
 Beilage.

Sonntagsblatt

Steh' früh auf! früh auf steht die Sonn' am Sommertag,
 Daher ihr klarer Blick die Welt verklären mag.
 Im Wintermorgen steht sie spät auf, und verdrossen
 Bleibt ihr den ganzen Tag das Haupt von Dampf umflossen.

Künstlerlaunen.

Roman von Kurt von Balfeld.

(7. Fortsetzung.)

Jeder Alice noch Brown zeigten sich ergriffen von diesem heftigen Ausbruch. Das einzige, was Brown mit Rücksicht auf seine Frau tat, war das, daß er seiner Heiterkeit keinen äußerlichen Ausdruck mehr verlieh. Er bemühte sich, ganz ernst zu sein, als er die Frage stellte:

„Und was sagte, was tat der Künstler da? Er griff wohl mit beiden Händen zu?“

„Überflüssige Frage!“ grollte Frau Brown halb laut vor sich hin. Sie war deshalb höchst erstaunt, als Alice ruhig und bestimmt sagte: „Nein, er griff nicht zu — es war ihm peinlich.“

Brown stieß einen Laut der höchsten Überraschung aus, während seine Frau rief: „Da haben wir es ja! O, diese Schmach — sie wirft sich weg — und er will sie nicht einmal! Shocking!“

„Du unterschätze mich doch etwas zu sehr, Mama! Bevor ich meine Gefühle zeigte, hatte ich mich überzeugt, daß er mich liebt.“

„Er liebt dich?“ jubelte Brown. „Das ist ja herrlich! Hat er es dir gestanden?“

Alice nickte mit dem Kopfe und erwiderte freudig: „Mit dem Munde zwar nicht, aber mit den Augen — die lügen weniger als Worte!“

Mit väterlichem Stolz schaute Brown auf seine so hübsche und stolze Tochter, deren Glück ihm wirklich am Herzen lag, mehr als das seine. Er war ein Kind des Volkes, wo man noch so oft warme Herzen findet. Dieses Herz, das sich selbst für andere zu opfern bereit war, hatte er sich auch als Millionär erhalten, unmodern zwar, aber wahr. Besorgt fragte er: „Hatte der Künstler Bedenken? Und welche?“

„Bedenken und Vorurteile! Ich wäre ihm zu reich, es verträge sich nicht mit seiner Ehre, um ein so ungeheuer reiches Mädchen zu werben! Er wolle nicht in den Ruf eines Mitgiftjägers kommen und dergleichen dumme Ein- und Vorwände. Ist das nicht lächerlich bei solch' berühmtem Manne?“

„Es gefällt mir an ihm!“ meinte Brown zufrieden. „So habe ich mir den Mann gedacht! — Was sagst du nun, Mutter? Ist das nicht ein Ehrenmann? Der betet nicht blind das goldene Kalb an! Na, wir werden ihn schon willfährig machen!“

„Das wird nicht so leicht gehen!“ antwortete Alice besorgt. „Ich habe mir schon alle Mühe gegeben, ihm seine Bedenken auszureden — half aber nichts! Deshalb bin ich jetzt hier, um dich, Papa, zu bitten, hilf mir! Gehe du zu ihm und rede ihm seine Vorurteile, seine Bedenken aus!“

„Wie soll ich denn das machen?“ lachte Brown. „Das ist für mich eine heikle Aufgabe, ein großer Redner bin ich nie gewesen! Ich kann ihm doch auch nicht nachlaufen und betteln: Herr, nehmen Sie mir doch um Gotteswillen meine Tochter ab und meine Millionen dazu!“

„Das brauchst du auch nicht! Wenn du zu ihm gehst, so ist das schon viel, er glaubt es nämlich nicht, daß du das tun würdest, aber du wirst gehen, du wirst die richtigen Worte finden, denn es handelt sich um mein Lebensglück!“

„Er wird sich also nicht allzu sehr wundern, wenn ich zu ihm komme?“

„Im Gegenteil, er erwartet dich.“

„Er erwartet mich?“

„Ich habe ihm trotz seines Zweifels erklärt, daß du kommen würdest.“



Wilhelm II.,
 deutscher Kaiser, König von Preußen.

Zur Erinnerung an sein 25jähriges Regierungsjubiläum am 15. Juni 1913.



„Und was sagte er da?“

„Das wäre die verkehrte Welt.“

„Da hat er so unrecht nicht — indes —.“ Er unterbrach sich, nahm die beiden Hände seiner Tochter, schaute ihr in die Augen und fragte in ernstem Tone: „Alice! Handelt es sich wirklich um dein Glück? Dein Lebensglück?“

„Ja, Papa!“

Das klang so einfach und doch so überzeugend, daß in diesem Augenblicke Brown den festen Entschluß faßte, den Maler aufzusuchen. Nachdem er so seine alte Entschlossenheit wiedergefunden hatte, siegte wieder die natürliche Heiterkeit in ihm und er sagte jovial zu seiner Frau: „Was meinst du, Mutter, soll ich gehen? Sollen wir ihr den Willen tun?“

Mit einem bitterbösen Lächeln antwortete Frau Brown: „Was bleibt uns denn anderes übrig?“

Trotz der unangenehmen Laune ihrer Mutter lachte Alice lustig auf. Sie fand in den Worten ihrer Mutter nur das Angenehme heraus, nämlich die Einwilligung. Ob diese gern oder widerwillig gegeben wurde, das störte die verwöhnte Tochter nicht. So sagte sie also in lustigem Tone zu ihrem Vater: „Du hörst, Mama gibt ihre Zustimmung! Wirst du nun gehen?“

Zärtlich küßte er Alice auf die Stirn und lächelte: „Gewiß, mein Kind, heute noch.“ Ganz glücklich bedankte sich Alice bei ihren Eltern. Bevor sie noch mit diesem Dankeserguß bei ihrer Mutter fertig war, trat die Jose ein und meldete die Ankunft des Herrn Konsul Bladfield.

„Ah, der amerikanische Konsul, der kommt mir gerade gelegen. Er weiß schon lange in Berlin, vielleicht kann ich mich bei ihm über Steinbach erkundigen.“ Sich gegen Emmy wendend, befahl er, den Herrn Konsul eintreten zu lassen. Sobald Emmy draußen war, meinte Alice: „Ich will auf mein Zimmer gehen, da kannst du besser ausfragen.“

„Du kannst ruhig hier bleiben! Ich erwarte keine schlimme Auskunft!“ antwortete Brown. Alice aber hielt es für besser, zu verschwinden und begab sich auf ihr Zimmer.

Der Konsul trat ein und wurde von dem Ehepaar Brown mit größter Freundlichkeit empfangen. Nachdem alle Platz genommen, stellte Brown in artigster Weise die Frage: „Was verschafft uns das Vergnügen, Sie in unseren beschränkten Räumen begrüßen zu können?“

Der Konsul erwiderte freundlichst, daß er gekommen sei, um sich für die reiche Spende Browns an den Verein Kinderhort, dessen Vorstand er, Bladfield, sei, zu bedanken.

„Aber, Herr Konsul, ich bitte Sie, so eine Kleinigkeit!“ rief Brown mit ein wenig Prahlerei.

„Glücklich der Mann, für den so eine Summe eine Kleinigkeit ist.“ Dann sich gegen Frau Brown wendend, erkundigte er sich nach deren Befinden, er habe von ihrem Leiden zu seinem größten Bedauern gehört.

„Dante, Herr Konsul! Die lästige Gicht hat mich gottlob seit einigen Tagen verlassen. Um einen Rückfall zu vermeiden, möchte ich nun bald in ein Bad zur Nachkur reisen.“

„Nun, dem steht doch nichts entgegen, es ist ja alles da, Zeit, Geld und Gesundheit!“

Brown lächelte zufrieden und sagte: „Allerdings, alles ist da, aber augenblicklich können wir dennoch nicht reisen, wir müssen sozusagen der Kunst noch ein Opfer bringen! Sie kennen doch den Maler Steinbach, den berühmten Schöpfer des Bildes: „Das Bockbierfest“? Sie sprachen schon früher einmal mit mir über den Herrn. Was ist er für ein Mann?“

Der Konsul antwortete mit überzeugender Wärme, daß der Maler Paul Steinbach ein durchaus ehrenwerter und liebenswürdiger Herr sei.

„Das freut mich, freut mich sehr!“ sagte Brown.

Der Konsul fuhr dann fort: „Steinbach ist eine vornehme Künstlernatur! Ein höchst angenehmer Mensch, stets zu einem Scherze aufgelegt.“

Die letzte Bemerkung befremdete den Amerikaner sehr, und er meinte etwas unsicher: „So habe ich ihn nicht kennen gelernt. Er kam mir im Gegenteil mehr ernst vor. Einen Scherz habe ich von ihm bis heute noch nicht vernommen.“

„Nun,“ lachte der Konsul, „dann hat er sich Ihnen, dem Fremden gegenüber wohl etwas zusammengenommen, obwohl das sonst nicht seine Art ist.“

„Und sein Charakter?“

„Tadellos? Ehrenmann vom Kopf bis zur Sohle!“

Dieses Lob glaubte Frau Brown etwas abschwächen zu müssen mit der Bemerkung: „Ich habe vernommen, daß er ein wenig locker sei im Verkehr mit der Damenwelt.“

Der Konsul machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und antwortete: „Durchaus nicht, gnädige Frau! Natürlich schätzt Steinbach als echter Künstler die weibliche Schönheit, aber stets nur in erlaubten Grenzen.“

Brown nickte zufrieden mit dem Kopfe und fragte:

„Glauben Sie, Herr Konsul, daß der Künstler das Zeug zu einem soliden und guten Ehemann hat?“

„Das glaube ich ganz bestimmt. Er denkt ja auch bereits daran in den Stand der Ehe zu treten.“

„Das wissen Sie auch schon?“

„Aber gewiß, ich sehe den Herrn fast täglich.“

„Sie würden ihm Ihre eigene Tochter zur Frau geben?“

Etwas befremdet und belustigt zugleich sagte Bladfield:

„Aber ganz gewiß, wenn ich eine hätte.“

„Das freut mich ungeheuer! Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre gute Auskunft!“

„Sie interessieren sich, wie es scheint, sehr für den Herrn?“

„Ja, ja, sehr! Er ist in Amerika schon lange populär! Ich habe ihn bei meiner Ankunft in Berlin gleich aufgesucht. Der Herr hat mir sehr gefallen und ich möchte in nähere Beziehungen zu ihm treten!“

„Je näher Sie ihn kennen lernen werden, desto mehr wird er Ihnen gefallen. Ist er erst verheiratet, dann wird es in Berlin ein angenehmes Haus mehr geben. Augenblicklich allerdings ist mit dem jungen Herrn nicht viel anzufangen, denn seine Brautenschaft nimmt ihn ganz in Anspruch.“

Beinahe verblüfft meinte Brown: „Seine Brautenschaft? Erlauben Sie gütigst, so weit sind wir doch noch nicht!“

Harmlos lächelnd erwiderte der Konsul in seiner vornehmen Art: „Aber ganz gewiß sind wir so weit.“

Brown, der an einen Scherz des Konsuls glaubte, lächelte: „Aber ganz gewiß, nein! Ich muß es doch wissen.“

„Aber die Verlobungsarten sind ja schon verhandelt, ich selbst habe heute eine erhalten.“

Brown saß wie geistesabwesend da, es war ihm zumute, als habe ihm jemand einen Keulenschlag auf den Schädel gegeben.

Frau Brown kämpfte zwischen Entsetzen und der Genugtuung, daß sie mit ihren Befürchtungen recht gehabt habe.

Dem Konsul entging der innere Kampf bei seinen Gastgebern, weil er in seinen Taschen nach der empfangenen Verlobungsanzeige suchte und sie auch endlich fand.

„Bitte, lesen Sie!“ mit diesen Worten überreichte er Brown die elegante Karte.

Brown saß da wie gelähmt, nur mit Mühe konnte er die Karte nehmen und lesen. Richtig, da stand es:

Fräulein Else Westerkamp

Paul Steinbach, Maler,

Verlobte.

Während Brown wie geistesabwesend diese für seine Familie vernichtend wirkende Anzeige las, plauderte der Konsul artig weiter: „Ein reizendes Mädchen, die Braut! Habe das Vergnügen, sie schon lange zu kennen. Die Sache scheint Sie zu überraschen? Herr Steinbach hat wohl vergessen, Ihnen eine Karte zu senden? — Kommt jedenfalls heute noch!“

Ahnungsloser hatte wohl kaum jemals ein Mensch seinem befreundeten Nächsten Todesstöße versetzt. Er schien nun auch zu merken, daß hier etwas nicht in der Ordnung, und er überflüssig sei. Er erhob sich schnell, nahm mit freundlichen Worten Abschied, sich höflichst jede Begleitung verbittend.

Auch diese Bitte war wieder eine ahnungslose Ironie, denn Brown war gar nicht imstande, sich zu erheben. Er

starrte wie ein Irre auf die Karte, die immer noch vor ihm auf dem Tische lag.

Endlich, nach langer, peinlicher Stille, fand Brown Besinnung und Sprache wieder: „Anna — Anna? Ist es denn wirklich möglich? Unser Paul Steinbach verlobt — verlobt mit einer anderen? Während unser armes Kind denkt, er würde sie erwählen — da geht er hin — nein — nein — das ist ja nicht denkbar — so gemein — so hinterlistig kann ein Mensch nicht sein — dieser Mann wenigstens nicht!“

Frau Anna lächelte bitter, dann stürzten die Tränen aus ihren Augen und sie schluchzte: „Es muß doch schon möglich sein — so unfassbar es auch erscheint — die Karte liegt doch noch vor dir! Da ist doch jede Täuschung ausgeschlossen!“

Einen Augenblick starrte Brown schweigend auf die Unglückskarte, dann brach sein heftiges Temperament los: „Die Gemeinheit ist zu groß! Den Menschen bringe ich um! Er muß mir vor die Pistole! Er soll es mit seinem Leben büßen!“

Wütend sprang er auf, und die Karte in seine Brusttasche steckend, schrie er außer sich weiter: „Ach — nun verstehe ich es, wie das vielgeschmähte Duell zur Wohltat, zum Segen werden kann! Na warte, du berühmter Maler, du sollst dein Lebtag kein Bild mehr malen! Wo ist mein Hut — wo mein Stod mit dem Bleiknopf?“

Frau Brown versuchte es, den Aufgeregten zu beruhigen. Sie meinte, es wäre besser, einen so elenden Menschen mit Verachtung zu strafen. „Sagen wir unserer Tochter die volle Wahrheit! Sie ist ein tapferes Mädchen — und dann sieht es wohl auch noch nicht so tief bei ihr — sie wird vergessen, zumal, wenn wir Berlin gleich verlassen.“

„Nein, nein, so wird die schändliche Affäre nicht abgemacht! Ich will dem Manne noch einmal wenigstens in das Gesicht schauen, der wie ein Gentleman aussieht und doch ein so großer Lump ist.“

Frau Anna versuchte es nochmals, den fieberhaft erregten Mann zu beruhigen, doch vergeblich war ihr Bemühen.

Eben wollte Brown das Zimmer verlassen, als Alice heiter und ahnungslos eintrat.

„Ich sah vom Fenster aus Mister Blackfield weggehen, deshalb komme ich. Ist die Auskunft gut ausgefallen? Ihr schweigt? Habt ihr schlechte Nachrichten erhalten?“

Was die Bemühungen seiner Frau nicht zustande brachten, das erreichte sofort der Anblick seiner Tochter. Brown gewann seine Ruhe und Selbstbeherrschung wieder. Er sah in diesem Augenblick den Entschluß, den Abtrünnigen seiner Tochter wieder zuzuführen, koste es, was es wolle. So sagte er denn mit großer Fassung und Ruhe: „Nichts Besonderes haben wir erfahren! Was unangenehm lautete, das wird, das muß ein Irrtum sein. Der Konsul selbst nannte Herrn

Steinbach einen Ehrenmann — da muß sich alles zum Besten auflären! Sei ruhig, mein Liebling, dein Vater sorgt für dich!“

Alice verhielt sich ganz ruhig und nickte ihrem Vater nur zustimmend zu. Frau Brown dagegen hielt das Vorgehen ihres Mannes, dessen Gedanken sie ja nicht erraten konnte, für vollständig verfehlt. Sie sagte daher: „Es gibt da einen sehr wichtigen Punkt, er hat eine andere Geliebte, eine andere Braut! Das sagte Mister Blackfield, und der Mann lügt nicht!“

„Nein, er lügt nicht, aber er kann, er muß sich irren!“ rief zornig Brown.

Alice aber jant mit einem Seufzer in einen Sessel. Sofort war Brown bei ihr und flüsterte zärtlich: „Fasse dich, mein Liebling, fasse dich! Es kann nur ein Irrtum sein. Er ist ein Ehrenmann. Ich gehe, die Sache aufzuklären! Sei ruhig! Liebst du ihn denn so sehr?“

„Ja, Papa, ich liebe ihn wirklich sehr! Jetzt, wo mir so plöthlich die Gefahr vor Augen geführt wird, ich könnte ihn verlieren, da möchte ich ihn halten mit tausend Händen.“

„Solch' eine Wandlung hat dein Herz durchgemacht?“ sagte Brown teilnehmend, während Frau Anna spöttisch rief: „Das ist ja wunderbar!“

„Ganz recht, Mama, wunderbar, das ist das richtige Wort!“ Nach einer kleinen Pause fügte sie mit verklärtem Blick und rührender Stimme hinzu:

„Das ist der Liebe heil'ger Göttertrahl,

Der in die Seele trifft und zündet!

Da gibt es keinen Widerstand, keine Wahl!

Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet!“

Was seit Jahrzehnten nicht geschehen war, das geschah jetzt, Vater Brown fühlte seine Augen feucht werden. Doch bald übermannte er die Rührung und sagte mit Siegeszuversicht: „Ich gehe jetzt und bringe ihn dir, tot oder lebendig!“

„Lebendig nur kann ich ihn gebrauchen, Papa!“

„Recht so, mein Kind! Lächele nur wieder!“

„Wenn ihr einig seid, dann telephoniere mir, ich komme dann mit Mama sofort nach.“

„Ich telephoniere so bald wie möglich! Auf Wiedersehen!“

Er eilte fort.

Frau Brown wollte ihrer Tochter eine kleine Straßpredigt halten, aber Alice war nicht in der Laune, so etwas anzuhören. Nach den ersten Säßen, welche die Mutter sprach, eilte sie in ihr Zimmer. Sie mußte mit ihren Gefühlen und Gedanken allein sein. (Fortsetzung folgt.)

Rache.

Novelle von Marianne Lewis.

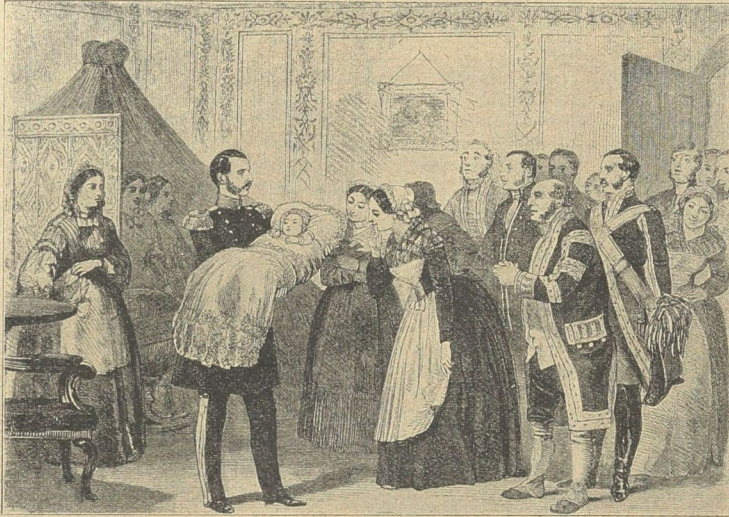
Malwine stand vor Berthold und blickte ihn mit ihren hellen Friesenaugen durchdringend an. „Also du willst reisen... zu deiner Erholung... an den Rhein...“ sagte sie anscheinend ruhig, ohne die Stimme im geringsten zu heben, und wandte sich mit einer gleichgültigen Gebärde von ihm ab, als ob sie genug gesehen hätte. Es lag eine unbeschreibliche Verachtung im leisen, gleichmäßigen Klang ihrer Worte.

Berthold Rohde kannte diesen Gleichmut... Und wußte auch genau, was Malle dachte: Du sinnst auf Verrat, mein Lieber! — Das Blut stieg ihm bis in die Stirn. Und der Atem wurde ihm vor Erregung knapp, als er nach kurzem Schweigen antworten wollte.

Er hatte Malle während dieser Gesprächspause genau betrachtet. Denn jede ihrer Mienen, ihrer Gesten war ausdrucksvoll — oftmals mehr als ein deutlich gesprochener Satz. Wie sie sich so halb umdrehte, den Kopf mit den starken rötlich-blonden Zöpfen im Nacken, die Schultern ein wenig hochgezogen; wie sie die wenigen Schritte ging, als ob sie eben einen Minister in Ungnade entlassen hätte; wie sie sich

endlich in einen Sessel neben dem runden, mit Büchern bedeckten Tisch niederließ, scheinbar aufmerksam die künstlerische Ausstattung eines Bändchens besah und dabei ein paarmal kaum merklich schluckte, als hätte sie nach einem Löffel Medizin noch etwas Bitteres im Munde behalten. Das alles redete eine stumme, doch durchaus nicht mißzuverehende Sprache.

Sie ist nicht hübsch und keinesfalls, wie ich mir meine Frau vorstelle! dachte er seit seiner Bekanntschaft mit ihr zum ersten Male, als er ihr schmales, blaßes Gesicht mit der in der Mitte ganz wenig gebuckelten, edlen, aber etwas zu dünnen Nase, den kaum sichtbaren blonden Brauen, den fast weiß bewimperten grauen, scharfen Schifferaugen heimlich musterte. Aber er dachte es nur, weil er es denken wollte. Bisher hatte ihm seiner Freundin raffiges Äußeres, die schmale, sehnige Knabengestalt, nie mißfallen. Malle war eben Malle, — eine so klar ausgeprägte, geschlossene Persönlichkeit, daß der Kenner kein Haar an ihr hätte anders wünschen mögen und es als unberechtigten Eingriff empfand, wenn sie sich die bleigoldenen, zur Hautfarbe über-



Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II.

Der am 27. Januar 1859 neugeborene Prinz Wilhelm wird von seinem Vater, Kaiser Friedrich III., der Dienerschaft des Schlosses gezeigt.

gehenden Haarringel aus der Stirn strich. — „Malle...“ begann Berthold und suchte verlegen nach Worten, lediglich Worten...

Denn sie sah ihn nun ihrerseits so kühl aufmerksam an, daß er sich erst recht verwirrte. Und auch sie prüfte seine Erscheinung genau, — allerdings nicht zum ersten, sondern zum vielhundertsten Male. Denn er war schön. Nochmals berauschte sie sich, wie sonst stets, an seinen großen, dunklen, naiv blickenden Augen; an dem lebendigen Glanz seines vollen braunen, welligen Haares; der tadellosen Linie, in der die roten, vom seidigen Schnurrbart beschatteten Lippen aufeinanderreimten; der lässigen Grazie seines ein wenig weiblich weichen und vollen Körpers. Eine Schönheit hatte sie vor ihm voraus: die schlanken, schmalen, festen Hände. Und als sie jetzt die seinen mit ihren plumpen Fingern und Nägeln betrachtete, überließ sie, wie schon früher zuweilen, ein ganz leichter Widerwille. Und doch hätte sie gerade diese rein animalischen Hände an ihren Mund pressen und mit Küßen wahnwitziger Leidenschaft bedecken mögen.

Sie tat es weder jetzt, noch je, hatte sich nie fortreißen lassen, wenn ihr Berthold einen seiner warmen Begrüßungs- oder Abschiedsküsse auf die nicht prüde verweigerte Wange drückte; aber sie hatte sich lächelnd zurückgezogen, sobald er, das verhätschelte Mutterjöhnchen, der Liebling der älteren Schwestern und aller Tanten und Basen seiner ganzen Familie, jätlich werden wollte, wie er es zu Frauen von klein auf gewöhnt war. Das würde, mußte ja alles kommen... Bis dahin hieß es, weise sein...

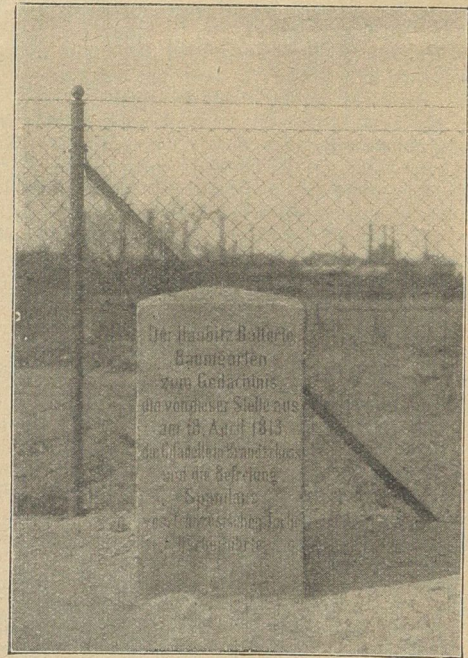
Inzwischen trieb sie ihn zur Arbeit. (Denn er konnte, obwohl begabt, stets einen Sporn brauchen.) Sie suggerierte seiner leicht beeinflufbaren Natur den Fleiß, den sie selbst besaß und übte. Wenn er sie in Vorlesungen oder auf der Bibliothek wußte, in ihre kulturhistorischen Studien vertieft, die sie belletristisch verwertete; wenn sie sich dazwischen in einer freien Erfindung „ausspannte“, dann kam auch er sich hinterm Schreibtisch und dem Aktenschoße nicht bemitleidenswert vor. So bestand er, was eigentlich niemand von ihm erwartet hatte, sein leichtes juristisches Examen auf den ersten Anhieb, nachdem er lange gezögert hatte. Aber seit er Malle kannte, ging es vorwärts, vorwärts! — Schließlich konnte er sich am Orte niederlassen. Und seine Familienverbindungen und gesellschaftlichen Zusammenhänge eröffneten ihm Aussicht auf genügende Praxis.

Warum sollte er jetzt, und gar, da er nicht ganz unermögend war, nicht heiraten? Besonders, wenn ein unabhängig dastehendes Mädchen das Ihre dazutat? —

Malles blaßes Gesicht rötete sich bei solchen Gedanken sanft. Und wenn sie an Sonn- und Festtagen mit Berthold die gewohnten Ausflüge „zur Belohnung guter Führung während der Woche“, Winters mit Nodel und Schneeschuh, unternahm, wozu sie den bequemen Gefährten auch erst mühsam gewöhnt hatte, war sie ausgelassen wie ein Baafisch; stets indes sorgsam auf ihren Ruf, auch vor sich selber, bedacht.

Ah, sie hätte nicht ängstlich sein dürfen! — Niemand verfolgte sie mit übler Nachrede, denn alle kannten sie ja: dieses ernste, starke, zielbewußt strebende Mädchen. Ganz auf sich selbst gestellt. Nicht mehr in der allerersten Jugend. Mit den Nerven eines Bergführers und dem lehnigen Körper eines vierzehnjährigen Jungen. Malle war Malle. Guter Kamerad. Mehr nicht. Und nicht weniger. Sie allein erschien sich als das junge Weib, das in einem Punkte ebenso empfand, wie jedes grundlos sichernde, errörende und Unsinn schwanzende Mädchen.

Auf ihren weiten Wanderungen redeten sie und Berthold ohne Ende. Der Stoff ging ihnen nie aus. Beide waren Naturfreunde. Und Malle lehrte Berthold scharf beobachten. Von der Heimat kamen sie auf die Fremde. Immer reisten sie in der Einbildung miteinander. Aber besser als der

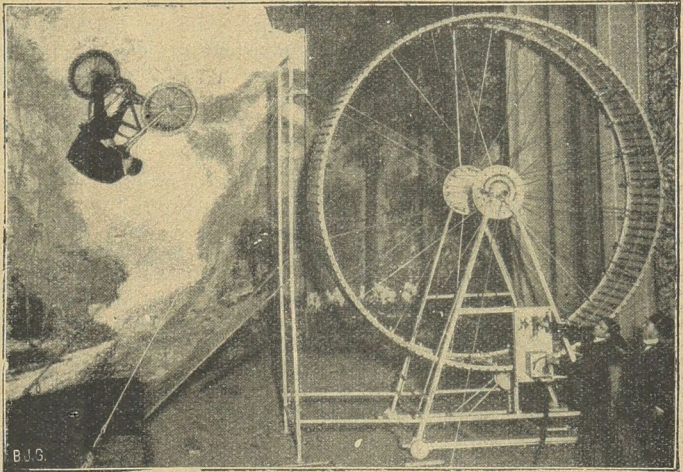
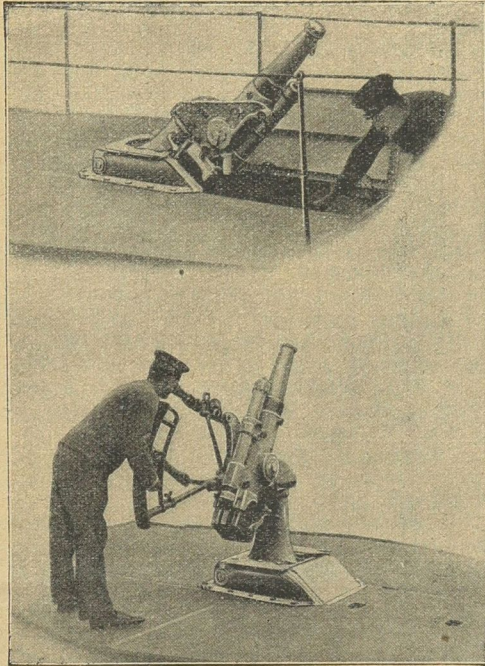


Ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Befreiung Spandaus vom Franzosenjoch.

Zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege dürfte vorstehendes Bild von Interesse sein, das einen Gedenkstein zeigt, der in Spandau zur Erinnerung an die Befreiung vom Franzosenjoch errichtet wurde. Von der Stelle, an der der Stein steht, wurde Spandau von der Batterie Baumgarten in Brand geschossen und darauf die Franzosen vertrieben.

Ein Geschütz für Unterseeboote zum Beschießen von Aeroplanen.

Die Firma Krupp hat neuerdings eine Kanone zum Beschießen der Aeroplane von Unterseebooten aus konstruiert. Der Lauf des Geschützes läßt sich sowohl horizontal wie vertikal bewegen. Beim Tauchen des Bootes schließt sich die Kanonenlute von selbst hermetisch, so daß eine Beschädigung des Geschützes durch Eindringen von Wasser unmöglich ist.



Eine sensationelle Attraktion.

In dem „Coliseum“, einem Pariser Spezialitäten-Theater, wird zurzeit der in unserem Bilde gezeigte sensationelle Trick unter dem Namen „New Looping“ vorgeführt. Das große Rad wird elektrisch in Bewegung gesetzt. Ein Radler hält auf der Höhe dieser drehenden Trommel Balance, indem er in gleicher Geschwindigkeit in der entgegengesetzten Richtung darauf fährt. Die Geschwindigkeit des großen Rades wird plötzlich abgeschwächt und der Radfahrer saust gegen das davor befindliche Eisengestell, macht mit dem Rade einen Salto mortale und landet auf einem gefederten Tremplin in der natürlichen Stellung. Unser Bild zeigt den aufregendsten Moment des Tricks.

Vertrauensseligkeit lag in seiner Natur. An einem anderen hätte Malle sie als Schwäche bezeichnet...

Sie würde auch wohl seine advokatischen Winkelzüge, deren er sich keineswegs jaghaft bediente, nicht gebilligt haben. Bei Berthold freute sie's, wenn er seinen Klienten irgendwie aus der Falle zu helfen wußte. Und sie zergrübelte sich mit ihm den Kopf um einen Ausweg. Sie besaß die Klugheit und Verschlagenheit vieler Rotblonden, ein uralt teutonisches Erbe. Berthold staunte oft über ihre Findigkeit auf einem ihr fremden Gebiete. — In der letzten Zeit hatten die beiden sich fast ausschließlich mit einem Ehecheidungsprozeß beschäftigt. Der Gatte war nach dem, was er Berthold als leichtsinniger Plauderer halb wider Willen anvertraut hatte, durchaus das Lamm nicht gewesen, das er vor Gericht darzustellen wußte. Der Anwalt verwunderte sich zuweilen baß über seines Klienten wohlgespielte, gutmütige Harmlosigkeit, wenn das Ehepaar vor den Schranken zu erscheinen hatte. Die Frau dagegen,

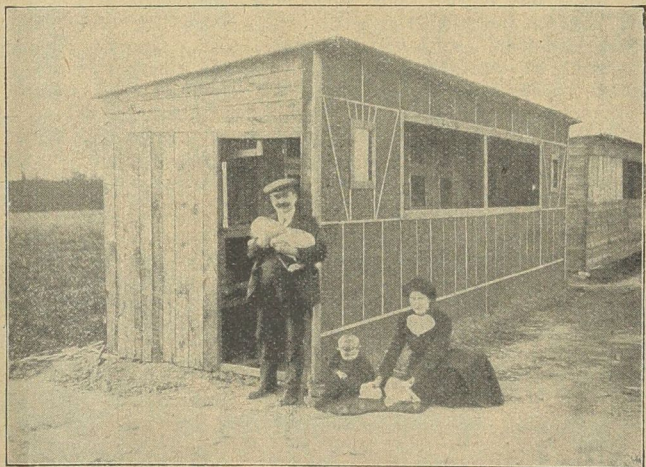
Schwarm der Touristen. Abseits von der Straße gelegene Köstlichkeiten der Natur und der Kunst suchten sie auf und fanden auf selten betretenen Pfaden die schönsten, merkwürdigsten Plätze. Malle führte gewöhnlich. Denn sie wußte von solchen Dingen ein gut Teil mehr als Berthold.

Dafür folgte sie ihm in seine Berufsangelegenheiten. Besonders, als sie ihm in seiner jungen Selbständigkeit Lebensfragen wurden. Er hatte bald keine Geheimnisse mehr vor ihr. Und sein Amtseid galt ihr gegenüber nicht. Solche



Die städtische Kaninchenfarm in Berlin-Schöneberg.

Um den Kampf gegen die Fleischtsteuerung energisch aufzunehmen, hat die Stadt Schöneberg eine Kaninchenfarm eingerichtet. Den Züchtern werden die Parzellen eingezäunt und mit Brunnen versehen, kostenlos überlassen, dafür verpflichten sie sich, wenigstens 240 schlachtreife Kaninchen jährlich an die Stadt zu verkaufen, die sie in der städtischen Fleischhalle zum Verkauf an das Publikum bringt. Die über die Anzahl von über 240 Stück gezüchteten Kaninchen darf der Züchter in seinem Haushalt verwenden. — Unser Bild zeigt: Ein Züchter vor seinem Kaninchenstall.



endes
er in
tenjoch
wurde
en und



gekränkt, verbittert, mißtrauisch gemacht, tat sich durch ihre Aufgeregtheit unversehens Schaden, wenn ihre armen, durch Jahre mißhandelten Nerven dem peinlichen Fragen und Bohren bei den Verhören und dem lächelnden Gleichmut ihres Gatten nicht standhielten. Schließlich wurde sie denn auch, als an Einbildungen leidend, ins Unrecht gesetzt und entmündigt. Der Gatte gewann den Prozeß.

Während Berthold Malle über das Urteil berichtete, beschlich sie ein widriges Gefühl. Arme Frau! Sie, Malle, hätte Berthold nicht noch den Rücken, der sich leicht bog, stärken dürfen. Im Gegenteil verfechten müssen, was sie jetzt klar als recht erkannte. Es legte sich etwas wie Schuldbewußtsein auf ihr Gewissen. Und eine die Urteilsfähigen selten trügende Vorahnung von Vergeltung erhob drohend den Finger gegen sie: „Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen...“ Waren Bertholds Spiegelfechtereien zugunsten des Gatten nicht solch ein „Falschzeugnis“ gewesen? Und hatte sie, Malle, ihm nicht die Waffen wählen helfen? Malle, die Klügere, Scharfsichtigere und deshalb Verantwortlichere? —

Bald vergaß sie indes, was sie tagelang bedrückt hatte. Sie mußte zu viel an etwas anderes denken. Denn sie wartete heimlich — wartete längst auf das Wort, das nun doch endlich gesprochen werden mußte. Das ihrer klugen Zurückhaltung ein Ende bereiten sollte und eigentlich schon im Freudenrausch über das erreichte Ziel, Bertholds Selbständigkeit, hätte hervorbekommen müssen. Das Wort, das sie beide fürs Leben aneinander band.

Statt dessen stand Berthold jetzt vor ihr und sprach ihr von dieser Reise — ohne sie — zu den rheinischen Verwandten —

Und sie erinnerte sich plötzlich eines blutjungen, lachenden, dunkeläugigen Gesichts, eines weichen, zierlichen Persönchens, um dessentwillen sie vor zwei Jahren mehrere lange Sonntage auf Bertholds Begleitung verzichten mußte, weil er dem Gaste seiner Eltern, dem „kleinen Bäschen“, sich nicht entziehen durfte. Damals verspürte sie grimme Eifersucht. Aber nachher war alles wie vormals. Und sie hatte bei sich gelacht: das Kind... Und vergaß dieses Kind und die um seinetwillen erduldeten Pein bald...

„Malle,“ wiederholte Berthold, „wir sind Freunde gewesen, die besten, treuesten... und werden es stets bleiben...“

Das kam ein wenig ungewiß heraus — und schien so überflüssig!

„Leb' wohl, Malle! Auf fröhliches Wiedersehen!“

Er legte, wie sonst schon — nicht immer! — den Arm um ihre Schultern und küßte sie einmal; diesmal jedoch auf die nicht verweigerten, kalten Lippen. Sie spürte: der Judaskuß! — Gleich darauf ging Berthold. —

Eine Woche lang wandelte Malle wie im Traume umher, kühlte ihre Glieder kaum, dachte nicht, aber duckte sich gewissermaßen innerlich und wartete nur. Dann fiel der Schlag. Berthold selbst schrieb „seiner besten, treuesten Freundin“, bat um „schwesterliche Zuneigung für seine junge Braut“. Malle hätte sich natürlich längst gedacht —

Malwine saß eine Weile mit dem Briefe in der Hand wie betäubt da. Trotz aller bösen Vorahnungen schien ihr Glaube an eine glückliche Zukunft im Verein mit Berthold doch noch wie ein Fels dagestanden zu haben. Und dieser

Fels war nun mit einer alle Sinne lähmenden Wucht gestürzt und in Trümmer gegangen.

Als Malle zu sich kam, brach ihr Temperament, das sie längst gezügelt geglaubt hatte, noch einmal aus dem tiefsten Inneren hervor: die unbändige Leidenschaftlichkeit, von der ihr die Mutter vor Zeiten gesagt hatte, daß solch wildes, tobendes Sichgehenlassen Malle einst umbringen oder doch fürs Leben glücklos machen würde. Um dessentwillen die gütige Frau, die weder Mensch noch Tier weh tat, ihr einziges heißgeliebtes Kind mehrmals körperlich gestraft hatte, um ihm „für später schlimmere Schmerzen zu ersparen.“

Als der Paroxysmus ausgetobt und Malle sich vom Teppich, auf den sie sich geworfen, erhoben hatte, lebte nur noch ein Gedanke in ihr: Rache! Nach geraumer Zeit fiel ihr ein: deine Qual ist dein Anteil der Strafe für die an der geschiedenen Frau geübte Verfidie. Auch jener Armsten bist du Sühne schuldig. So hast du zwiefach Vergeltung zu üben! —

Berthold kehrte zurück und suchte Malle auf: Sie war ein paarmal nicht zu Hause. Da blieb er gern fort. Er hatte so viel zu tun... Sie indes verschwand vollständig aus dem Gesichtskreise ihrer Bekannten. Freunde besah sie ja nicht, alle ihre warmen Gefühle hatten Berthold gegolten. —

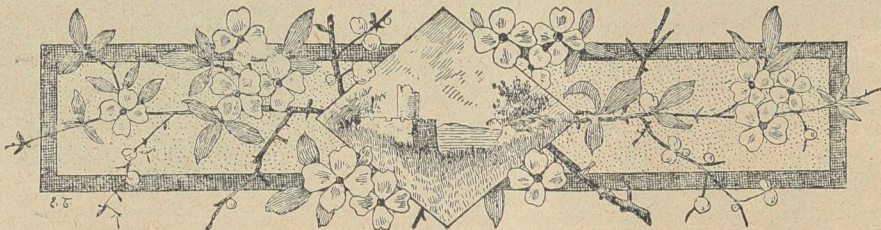
Bertholds Hochzeit stand vor der Thür. Jener Ehescheidungsprozeß verschaffte dem jungen Advokaten Namen und Aufträge. Berthold mußte für die Dauer seiner Abwesenheit — er wollte auch eine kurze Hochzeitsreise machen — einen Vertreter anweisen. Dazu waren die Wohnung zu mieten und deren Wiederaufrichtung zu überwachen, die Aussteuer in Empfang zu nehmen, dem Schneider still zu halten, Koffer zu packen und inzwischen Sprechstunden und Gerichtssitzungen nicht zu versäumen.

Kaum, daß Berthold zum Essen kam. Dabei überlag er seine zwei gewohnten Zeitungen, ein Berliner und das Lokalblatt. So auch wenige Tage, bevor er zu seiner Braut fahren wollte.

Zufällig streifte sein Blick das Feuilleton der Berliner Zeitung. Ein Name sprang ihm in die Augen. Malwine — Und ein peinliches Gefühl überschlich ihn. Was hatte sie denn da? Eine Novelle: „Arme Frauen...“ Er wollte doch zusehen... begann mit Mißbehagen zu lesen... Sein Essen wurde kalt, sein Bier schal. Endlich ließ er in bleichem Schrecken das Blatt sinken.

Was da erzählt wurde, war die Geschichte seines berühmten Prozesses. Anders, als er sie vor Gericht vertreten hatte. So, wie sie sich aus den leichtfertigen Äußerungen seines Klienten, des reichen Lebemanns, in vertraulichen Stunden herauslesen ließ. Wie nur Berthold sie kannte. Und außer ihm — Malle! Wenn die Dinge so lagen, wie sie hier geschildert wurden, mußte jeder den Mann verurteilen. Jeder unbefangene Mensch. Jedes Gericht. Gegen die unbarmherzige Folgerichtigkeit und Beweiskraft dieser Darstellung ließ sich nicht aufkommen. Aber daß sie überhaupt möglich geworden, konnte der davon betroffene Klient Bertholds nur der groben Indiskretion seines Sachwalters zuschreiben. Und würde es voraussichtlich tun! Das bedeutete für den Advokaten — Ehrlosigkeit, Ruin! —

Am nächsten Morgen wurde der Rechtsanwalt Kohde in seiner Wohnung erschossen aufgefunden. — — —



Was ich wünschte vor manchem Jahr,
Hat das Leben mit nicht bekehrt,
Aber es hat mich dafür belehrt,
Daß mein Wunsch ein törichter war.

Fürs Haus.

Der Predigt von des Lebens Nichtigkeit
Und jener von des Lebens Nichtigkeit.
Hör' beides wohl, mein Sohn, und merke dir,
Daß hat's mit beiden seine Nichtigkeit.

Wiegenlied.

Die Ähren nur noch nicken,
Das Haupt ist ihnen schwer,
Die müden Blumen blühen
Nur schüchtern noch umher.

Da kommen Abendwinde,
Still, wie die Engelein,
Und wiegen sanft und lüfte
Die Halm' und Blumen ein.

Und wie die Blumen blühen,
So schüchtern blüht du nun,
Und wie die Ähren nicken,
Will auch dein Häuptlein ruh'n.

Und Abendlänge schwingen
Still wie die Engelein
Sich um die Wiege' und singen
Rein Kind in Schlummer ein.

Hoffmann von Fallersleben.

Vom Pfirsich.

Der Pfirsich dient nicht nur zum einfachen Kochen, sondern besonders für die feine Küche zum Bereiten wunderbarer Nachtschnecken. Man sollte ihm ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden und nachstehende, neue, erprobte Rezepte nicht unversucht lassen.

1. **Pêches Madame Melba.** Ein Duzend schöner, tadelloser Pfirsiche wird halbiert, vom Stein befreit, abgehäutet und in sehr feil geschlagenen, mit $\frac{1}{2}$ Pfund zerlassenen Vanillezucker gesühten, über dem Feuer gerührten Eiweißschnee getaucht, daß jede Hälfte damit umhüllt ist. Das Eintauchen mit einer spitzen Nadel wird unter Zuhilfenahme eines Teelöffels bewerkstelligt. Nun legt man je eine Pfirsichhälfte in eine Champagnerhülle auf erstarrtes Vanillegefrorenes und überzieht das Ganze mit gezuckerter Himbeermarmelade. Auf Eis kalt gestellt und recht kalt serviert.

2. **Szegényi-Pfirsich.** Man läutert auf 1 Pfund geschälte und abgezogene Pfirsichhälften 500 Gr. Zucker zu dickem Sirup. Inzwischen legt man eine Speiseform — die gut geschmiert wurde — mit einem sehr dünn aufgerollten Buttermilch von 250 Gramm Mehl, 250 Gramm Butter, 125 Gramm Zucker und 2 ganzen Eiern aus, füllt eine Vanillecreme hinein, bäckt dies, stürzt es und arrangiert die heißen Pfirsichhälften mit eingemachten Kirschen abwechselnd auf dem Kuchen, den man heiß serviert.

3. **Pfirsichtäfchen.** Eingemachte Pfirsichhälften läßt man auf dem Porzellanblech ablaufen, bestreut sie mit Zucker, taucht sie in einen dicken Ausbacketeig und legt sie in die Segeltrocknerpanne, in deren Vertiefungen Butter kochend gemacht wurde. bäckt sie unter Umwenden goldbraun und bestreut sie mit Vanillezucker.

Für die Küche.

Rattichsuppe. Die zarten Blätter eines Salatkopfes, etwas Kerbel und Estragon werden mit dem Wiegemesser fein gehackt, in frischer Butter über gelindem Feuer ge-

schwitzt und hierauf mit 60 Gramm ausgequelltem Reis vermischt, wonach man das Ganze in eine Terrine legt und mit 1 Liter Fleischbrühe übergießt, die man mit einigen Eidottern abgequirlt hat.

Khefotelettes mit Madeira. Von einem gespaltenen Kheziemer hackt man lauter gleichgroße Khefotelettes herab, entferne das untere Federbein, schiebe das Fleisch der Rippen nach unten, forme die Khefotelettes schön rund, klopfe sie etwas breit, bestreue sie dann mit Salz und Mehl und brate sie in heißer Butter. Man läßt die fertigen Khefotelettes etwas vom Fett abtropfen, legt sie in eine Kasserolle und gießt etwas roten Wein und Rahm daran. Man lasse sie langsam weich dünsten, nehme die Khefotelettes heraus, koche die Sauce ein, bis sie zusammenläuft, gieße 2 Löffel Jamaikarum und Madeira dazu, lasse die Khefotelettes noch einigemal aufkochen, gebe in die Mitte der Platte gedünstete Trüffel und lege die Khefotelettes schön zierlich herum; die Rippen müssen gegen den Rand der Platte gelegt werden, und die Sauce wird separat hierzu serviert.

Gerührte Griethlöse. In $\frac{1}{2}$ Liter Milch gibt man so viel Grieß, daß er, ausgequollen, einen dicken Brei gibt. Diesen schüttet man in eine Schüssel und läßt ihn erkalten. Hierzu rührt man 2 Eier, Salz und 2 ganze, in Würfel geschnittene und in Fett geröstete Semmeln. Diese Masse rührt man gut untereinander und gibt noch so viel Mehl dazu, daß man daraus hübsche Klöße formen kann, welche man in Salzwasser aufkocht.

Buchweizenbratlinge. 200 Gramm Buchweizen-Grüße werden in $\frac{1}{4}$ Liter Wasser zu einem steifen Brei gar gekocht. Dazu etwas Zwiebackstrumen, 2 Eier, eine in Butter gedämpfte, zerschnittene Zwiebel, etwas Salz. Die runden, flachen Klöße werden in Butter schön hellbraun gebraten.

Pitanter Kal (englische Art). Ein schöner großer Kal wird gut gereinigt, ausgenommen, gehäutet und in Stücke geschnitten. (Kopf und Schwanz werden zurückgelassen.) Dann Kocht man die Stücke in einer zurechtgemachten Fischbrühe von $2\frac{1}{2}$ Liter Wasser, $\frac{3}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ Liter mildem Essig, Salz, einer gemachten Fischbrühe, einigen Pfefferkörnern und etwas Mustarblüte 15 bis 20 Minuten lang, nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus, läßt sie auf einem Siebe gut ablaufen und dann in einer Kasserolle auf heißer Stelle 8 bis 10 Minuten in reichlich geschmolzener Anchovis-Butter (frische Butter, die man mit Anchovispaste vermischt und dann aufgelöst hat) nebst etwas Zitronensaft und feingehackter Petersilie durchziehen, aber nicht zum Kochen kommen, um sie in heißer Schüssel anzurichten. Dazu werden gebratene Kartoffeln gereicht.

Spinatpudding. $\frac{1}{2}$ Kilo Spinat wird in Salzwasser abgekocht und durch die Hackmaschine getrieben, ebenso $\frac{1}{4}$ Kilo fettes Schweinefleisch und 125 Gramm gekochter Schinken. Dann rührt man 50 Gramm Butter schaumig, gibt 3 Eidotter, Pfeffer, Salz, ein gewichtes Bröthen und zuletzt den Spinat und das Fleisch hinzu. Schließlich wird der Schnee der 3 Eier darunter gerührt und die Masse in eine Form gefüllt, worin sie $2\frac{1}{2}$ Stunden im Wasserbade kochen muß.

Hauswirtschaft.

Kliefen meiden dunkle Räume, deshalb kann man sie leicht aus Wohnräumen fern halten, wenn man diese zu gewissen Tageszeiten, an denen sie vielleicht unbenützt

sind, vollkommen verdunkelt und gleichzeitig Zugluft herbeibringt. Reinlichkeit treibt außerdem diese lästigen Plagegeister sicher fort.

Woll werden leichte Stoffe, als Tüll, Krepp, mit der Nähmaschine nähen, was bekanntlich nicht sehr gut geht, so lege man sie oder reihe sie auf Papier (etwa eine Zeitung) und nähe es mit. Mit Leichtigkeit wird dann die Naht fertig, und das Papier ist rasch abgerissen.

Motten werden ferngehalten durch das Ausstreichen der Bretterlücken des Schranke mit Terpentinöl. Zwischen Pelze und dicke wollene Kleider lege man Löschpapier, das ebenfalls mit Terpentinöl getränkt ist. Der schwache Geruch verflüchtigt an der Luft rasch, entgegen dem des Kampfers. Doch müssen die Kleidungsstücke alle 14 Tage gut gelüftet und ausgeklopft werden.

Seifen und Lichte taufst man meist nie auf Vorrat und doch ist bei diesen das Ablagern und Trocknen bedeutungsvoll. Frische Lichte brennen rasch weg und geben kein klares Licht, gut ausgetrocknete Seife ist im Gebrauch dreimal so sparsam als frische. Zur Aufbewahrung dient am besten ein Holzlattenchränchen am luftigen Ort.

Erprobtes.

Um Butter im Sommer hart zu erhalten ohne Eis dazu verwenden zu müssen, nehme man dazu einen gewöhnlichen, unglasierten Blumentopf von 15 bis 20 Zentimeter oberem Durchmesser, reinige und wässere ihn gut und stülpe ihn, nachdem er sich mit reinem, kaltem Wasser vollgezogen hat und die Bodenöffnung mit einem Kork verschlossen wurde, über die Butter. Sie ist so an einem möglichst kühlen Plage aufzubewahren.

Japanischer Kleister. Dieser bindet äußerst fest, ist farblos und fast durchsichtig. Man befeuchtet 500 Gramm Reispulver mit etwas kaltem Wasser und fügt allmählich, unter beständigem Rühren, so viel kochendes Wasser hinzu, daß die Masse dünnflüssig wird. Alsdann läßt man sie einen Augenblick auf dem Feuer kochen. Will man ihn längere Zeit aufbewahren, dann setze man etwas Salzsäure oder Karbolsäure hinzu.

Das Räuschen wollener Jaden, Kleidungsstücke usw., die gleich auf der Haut getragen werden, geschieht am besten und sichersten, wenn man die getragenen Kleidungsstücke in mäßig starke kohlenlaure Kalilösung legt, hierauf unter Zusatz von heißem Wasser und etwas Amoniak auswäscht und endlich mit lauwarmem Wasser abspült. Sodaslösung dagegen würde wollebene Sachen hart machen.

Flecken aus Wollstoffen zu entfernen. Man nehme pulverisierte Magnesia, seudete diese mit Benzin an, so daß es eine trübe Masse wird, und trage diese auf die beschmutzte Stelle auf. Wenn sie ganz getrocknet ist, fällt sie ab und der Fleck ist entfernt.

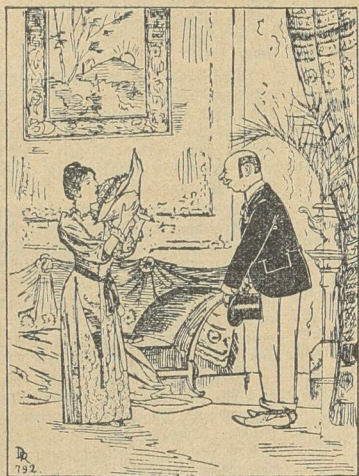
Wäsche, wie Schürzen, weiße Unterröde, brauchen weniger Stärke, wenn man die Gegenstände nicht feucht, sondern trocken in die Stärke bringt.

Um Flecke von Kirschen und Blaubeeren zu entfernen, befeuchtet man die betreffenden Stellen und hält sie über aufsteigenden Schwefeldampf, was eine rasche und leichte Reinigung ist.

Rußflecke aus Wäsche und bunten Stoffen zu entfernen. Man klopfe und bürste trocken ab. Den Rest wäsche man mit Benzin aus.

Humor und Rätsel.

Berierbild.



„Darf ich nun mit Ihrer verehrten Frau Mama sprechen?“
„Gewiß! Sie ist ja schon hier!“

Der ehrliche Russe. Fedor Zwanowitsch aus Nischni-Nowgorod ist von einer Reise nach Deutschland zurückgekehrt und erzählt im Kreise seiner Lieben: „Ist ein merkwürdiges Land, dieses Deutschland! Rau! Ich mit da eines Tages ein Pfund Zucker zu meinem Tee und wieg's zum Spaß bei meiner Birkin nach. Was meint ihr, was hat's gewogen? Genau ein Pfund!“

Aus einer Münchener Volksschule. In der sechsten Klasse wurde in der Naturgeschichtsstunde von der Leber gesprochen. Nach einer Erklärung über deren Aussehen und Gestalt fragte die Lehrerin: „Wozu dient uns die Leber?“ — „Zum Knädelmachen,“ war die Antwort der kleinen dicken Anna.

Nicht zu verblüffen. Gast: „O jemine — die Beesstecks werden ja immer kleiner!“ — Wirt: „Ja, ja — die Degeneration hat auch schon aufs Vieh übergegriffen.“

Freundinnen. „Aus Schlangenhaut ist dein neuer Mantel? Wie kann man nur die Haut einer anderen Schlange tragen?“ — „Aber ich bitte dich, Melanie, du trägst doch auch die Federn einer anderen Gans!“

Hinausgegeben. Am Stammtisch prahlt ein Sonntagsjäger mit seinem Anhängsel aus fallischen Hirshgrändln, die er angeblich selbst erbeutet. Schmunzelnd betrachtet sie der alte Förster. „Wirklich eine Karität,“ sagt er, „eine große Karität — ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht einmal vorgekommen! ... Hat der Hirsch, das Luder, sogar falsche Zähne gehabt!“

Schlechte Entschuldigung. Frau: „Du bist ein alter, unverbesserlicher Trinker, Mann, denn heute nacht, so erzählen die Leute sich, sollst du ja auf dem Marktplatz die Anschlagäule eine halbe Stunde unarmt haben.“ — Mann: „Ich habe geglaubt, du wärst es!“

Familienglück. „Herr Krause und seine Frau spielen aber unaufhörlich Karten!“ — „Ja, wirklich, das ist schon die reinste Mißhehe!“

Passendes Geschenk. Frau Meier: „Wenn ich nur wüßte, was ich meinem Manne morgen zu seinem Geburtstage kaufen soll! Er ist doch, wie Sie wissen, Vegetarianer.“ — Frau Müller: „Kaufen Sie ihm doch ein Billett für morgen ins Theater, da wird der ‚Veichenjresser‘ gegeben!“

Eingeäschert. „Dürfen denn die Gefangenen der hiesigen Anstalt auch baden?“ — „Versteht sich, die kriegen aber nur Sitzbäder.“

Ideen eines Finanzministers. „Dumme Sache das — ohne Geld läßt sich rein nichts machen — höchstens Schulden!“

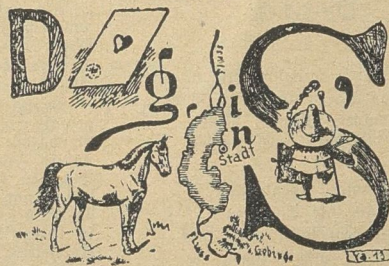
Die richtige Fährte. A.: „Öffnet Ihre Frau auch Ihre Briefe?“ — B.: „Nur, wenn ‚persönlich‘ drauf steht!“

Begreiflich. Fremder: „Wie kommt es, daß Sie in Ihrem Städtchen so entsetzlich schlechtes Pflaster haben?“ — Einwohner: „Ja — unser Beigeordneter ist — Schulter!“

Bei der Landwehrübung. Feldwebel (während einer Rast die wohlbeleibten Landwehrlente betrachtend): „Die Dickbäuche liegen da, als wenn hier ein Zug nach Marienbad entgleist wäre!“

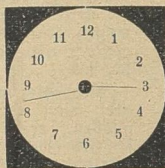
Die Kantippe. Nachbar (ironisch zu dem spät heimkehrenden Chemann): „Und das lassen Sie sich gefallen, daß Ihre Frau den Wassereimer über Sie ausschüttet?“ — „Ich kann ja sonst nicht in das Haus ... in dem Eimer liegt der Schlüssel!“

Bilderrätsel.



Zifferblatträtsel.

Anstelle der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben **W, C, D, EE, S, J, V, M, SS** derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:



- 1 — 5 weiblicher Vorname.
- 4 — 6 Zeitabschnitt.
- 4 — 7 weibliches Wesen.
- 5 — 6 brasilianisches Tier.
- 5 — 8 bekannte Oper.
- 6 — 8 weiblicher Vorname.
- 7 — 10 Teil des Hauses.
- 7 — 11 bekanntes Tier.
- 8 — 10 Ausruf.
- 8 — 12 Teil des Wagens.
- 12 — 3 Haustier.

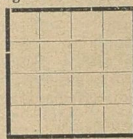
Wortspiel.

Aus den Wörtern unter a sind durch Umstellung der Buchstaben die Wörter unter b zu bilden, derart, daß die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ein Musikinstrument bezeichnen.

- | | |
|----------------------|------------------------------|
| a. | b. |
| 1. Nahrung | — Pflanzenteil. |
| 2. Pflanzenteil | — Teil des Schiffes. |
| 3. Fluß in Spanien | — Gewand. |
| 4. Kopfbedeckung | — Nahrungsmittel. |
| 5. Homerischer Held | — Fest. |
| 6. Fanggerät | — Befestigungsmittel. |
| 7. Hülsenfrucht | — geographische Bezeichnung. |
| 8. Stimmungsausdruck | — Truppengattung. |
| 9. Lebensbedürfnis | — weiblicher Vorname. |

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben **W, BB, EE, JJ, KK, LL, N, DD** sind in Quadratform so zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.



- 1. Haustier.
- 2. Arzneipflanze.
- 3. Gestalt der nordischen Mythologie.
- 4. Körperteil.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Stautausgabe.

Kartenverteilung:

B a7, bK, D 9, 8, 7; cA, 9; dM, D.
M a, b, c, dB, aM, D, 9; bM, 10; cD.
S a10, R, 8; c10, R, 8, 7; d9, 8, 7.
Stat: d10, R.

Spiel:

1. B bD, bM, a10 (— 24). 2. S cK, cM, cD (— 18). 3. B bK, b10, aK, (— 18). Damit haben die Gegner 60 erreicht.

Bilderrätsel. Zweiteilen.

Kapselrätsel.

Beil, Man, Laster, Gas, Art, Kante, Inn, Erich, Note, Bulgarien.

Logograph. Gestein, gestehn, gestern.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Ang. Verantwortl. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.



Nebrauer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Inserationspreis
für die einpaltige Schriftzeile oder deren
Raum 15 Pf., bei Privatanzeigen 10 Pf.,
Werkamen pro Zeile 25 Pf.
Inzerate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr
angenommen.

Ersteinst
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementpreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch
die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch
die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Amliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. N.

Nr. 48.

Nebra, Sonnabend, 14. Juni 1913.

26. Jahrgang.

Zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms

15. Juni 1888 15. Juni 1913.

Schwarz hingen Wolken am Himmelszelt,
Ein einziger Aehrut ging durch die Lande,
Aus allen Gauen klang es von der Erde zum Belt
Und von der Memel bis zum Nordseestrand:
„Zwei Kaiser, die Gründer des Reiches, geschieden,
Und der neue Kaiser lo jung an Jahren!
O Herr, bewahre uns gnädig den Frieden!
Deutschland verwaist und umdroht von Gefahren.“

So tönt es damals. — Du warst Kaiser
Und bald ward kund das Ziel, nach dem Du strebstest.
Es waren nicht des Krieges Lorbeerreiser,
Der Friede war's, für den Du immer lebstest.
Von Gott zu schwerem Amt verpflichtet,
Gestützt auf Deines Heeres starke Macht,
Den Blick aufs hohe Meer gerichtet,
Blickst Du am Reichessteuer treue Macht.

Du hast Dein Werk mit Gott gewagt,
Die Pflicht war Dir so Schwert wie Schild,
Ein deutlicher Mann, der glaubend kämpft unverzagt,
So sehen heute wir Dein Bild.
Drum hebt Dein Volk zum Himmel heut die Hände
Und bittet Gott mit brünst'ger Innigkeit,
Daß er auch ferner Segen sende
Dem Deutschen Kaiser allezeit.

Das deutsche Volk feiert in diesen Tagen ein
großes Fest, das zugleich durchweht ist von der
Freude der Erfüllung, wie von der weissenollen
Soffnung auf Segen: Wilhelm II., des neuen
Reiches dritter Kaiser, begeht sein 25-jähriges
Regierungsjubiläum. Und ganz anders als im
Jahre 1888, da Kaiser Wilhelm I. das gleiche
Fest beging, ist diesmal die Anteilnahme des
deutschen Volkes, ja man darf wohl sagen: die
Anteilnahme der ganzen Welt.

Das hat seine guten Gründe. Zwar der alte
Kaiser hatte die historische Größe ihr sich, und seine
Regierung war, ganz im Gegensatz zu der seines
Enkels, reich an kriegerischen Ereignissen. Aber
des Reiches erster Kaiser hatte bei seinem Rege-
rungsjubiläum sein Lebenswerk hinter sich, während
Deutschland von Wilhelm II. noch viel erwartet
und vielleicht das Entscheidende noch zu erwarten
hat. Größlich aber kommt noch eines in Betracht:
mit dem Werte Wilhelms I. hatte sich bei seiner
Inthronisation die Welt abgemessen; Wilhelm II.
steht seit zwei Jahrzehnten im Mittelpunkt
des weltgeschichtlichen Geschehens, und er hat,
wie selten ein Monarch, die Augen der Welt
auf sich gezogen. Fröhlich zeigte er sich, daß etwas
ganz Besonderes in ihm steckte, so bei seiner ersten
Rede in Düsseldorf (1879) bei der Enthüllung des
Cornelius-Denkmal. Es ist deshalb auch nicht
zu verwundern, daß Kaiser Wilhelm II. in allen
Ländern Bewunderer und Gegner hat. Haben
doch gerade die Franzosen sich lebhaft mit seiner
Berion beschäftigt. Italiener, Russen, Engländer
und vor allem Amerikaner berichten immer wieder
aus neu, welchen betrieblenden Reiz der Monarch
in persönlichen Umgang auf sie ausübt hat.
Ja selbst Babel, der Führer der deutschen Sozial-
demokratie, vor einmal ausgeben müssen: Er ist ein
ganzer Mann!

Als der junge Kaiser den Thron bestieg, war
man sich nach allem, was von ihm bekannt ge-
worden war, im Auslande klar darüber, der Enten-
drang des jugendlichen Monarchen werde an der
Friedenszeit, die der eiserne Kaiser nach drei
blutigen Kriegen für Deutschland herbeigeführt
hatte, seinen Gefallen finden. Dieses Gefühl war
auch in weiten Kreisen des deutschen Volkes vor-
herrschend, und als gar im Jahre 1890 sich der
Kaiser von seinem ersten Ratgeber, der mit der
Gründung des Reiches unauflöslich verbunden
war, trennte, war man nicht nur in Deutschland,
sondern auch jenseits der Bogen und jenseits des
Kanals fest davon überzeugt, daß nunmehr ein
Grund zum Frieden gesucht werden würde.

Aber die raschen Urteiler haben sich geirrt. Der
kühnliche Geist des jungen Monarchen, sein un-
erschütterliches Willen, sein immer ruhender Schaffens-
drang, seine ganze Persönlichkeit wiesen ihn auf
eine ganz andre Weltanung der unerprobten Straße.
Zwar hatte er bei seiner Thronbesteigung an die
Armeen die Worte gerichtet: „So gehören wir zu-
sammen, — ich und die Armeen, — so sind wir
streinander geboren und so wollen wir unauflös-
lich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Rat-
schluß Friede oder Sturm sein,“ aber es blieb
doch auch zugleich in der ersten Thronrede:
„In der auswärtigen Politik bin ich entschlossen,
Frieden zu halten mit jedermann, wobei an
mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Vater und
meine Stellung zu beschützen werden mich niemals
in Verzichtung führen, dem Lande die Wohlthaten
des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg



nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder
desen Verbündete uns aufgedrungene Notwendig-
keit ist.“ Diese Sätze geben den ameinhalb Jahr-
zehnten der Regierung Kaiser Wilhelms gleichsam
das Gepräge. Was niemand erwartet hatte, was
auch gute Kenner seiner Persönlichkeit für un mög-
lich gehalten hätten, ward zum Ereignis: Dieser
Monarch, dessen ganzes Wesen für den kriegerischen
Lorbeer eingenommen zu sein schien und der es
nie verleugnet hat, daß ein streitbarer Geist in
ihm wohnt, ward ein Friedensfürst und ein Kaiser,
der nicht müde wurde, der Veröhnung zu dienen.

Nicht immer ist Deutschland seit dem Scheiden
Bismarcks auf dem Gebiete der auswärtigen
Politik erfolgreich gewesen. Aber es bleibt ein
Verdienst Kaiser Wilhelms, daß er auch in den
schwierigsten Situationen nicht nach dem Schwerte
gegriffen hat, sondern Möglichkeiten friedlicher Ab-
erentunft suchte, die dem Reiche nicht schaden. So
ist es gekommen, daß nach allen Überwärtigkeiten,
nach manchem drohenden Sturm und nach häufigem
Gewitter das Verhältnis Deutschlands zu Ausland
sich besser gestaltet hat, daß wir mit Frankreich,
wenn auch unter Schwierigkeiten, auf einem erträg-
lichen Fuß leben, und daß wir endlich nach jahre-
langer Entfremdung wieder zu einer Verständigung
mit England gekommen zu sein scheinen.

Dazu hat neben der persönlichen Vermittlung
des Monarchen, der den Bürgern jener Länder
häufig sein Wohlwollen bewies und der bei jeder
Gelegenheit sich bemühte, den letzten Persön-
lichkeiten jener Länder seine Friedensliebe zu
zeigen, vor allem jedoch auch die Fürsorge bei-
getragen, die der Monarch unausgesetzt dem Aus-
bau der Wehrkraft des Reiches angedeihen ließ.
Die Werke des Friedens, die dreist oder indirekt
dem Kaiser ihre Förderung verdanken, sind unge-
zählt: Das Emporblühen von Handel und Industrie
in Deutschland, die Vervollkommnung der Land-
wirtschaft, die Hebung des Volkswohlfandes, das
alles sind Erscheinungen, die ihre letzte Ursache
in der Friedensarbeit des Monarchen haben.
Daneben war der Kaiser rastlos tätig, die Kunst
und die Wissenschaft in deutschen Landen zu
fördern und vor allem die inneren Gegensätze
auszugleichen durch eine Geseßgebung sozialer
Gerechtigkeit. Die schon unter Kaiser Wilhelm I.
im Jahre 1881 geordnete Arbeiterversicherung, das
Krankenversicherungsgeseß von 1883, die dann er-
lassenen Unfallgeseß, dieses ganze soziale
Werk wurde gekrönt durch das Alters- und
Invaliditäts-Versicherungsgeseß, mit dem Kaiser
Wilhelm II. seine erste große soziale Regierungs-
handlung vollzog. Wir bringen von seinen sozialen
Taten noch in Erinnerung den weiteren Ausbau
all der vorgenannten Geseße und schließlich die erst
jüngst Geseß geborene Reichs- und Beamten-
versicherung.

Gewiß, auch in diesen Jubeltagen stehen viele
schmollend abwärts, denen das Reich nicht Erfüllung
ihrer Wünsche und Hoffnungen gebracht hat, andre
wieder, denen die Friedensarbeit nicht zugut, weil
sie meinen, nur im Kriege könne ein großes Volk seine
Tugenden üben lernen, und endlich wieder welche, die in
der Fron des Tages vergehen, und die nicht nur
zum Glück geboren, sondern auch verpflichtet sind,
jeden Tag aus neue das Dasein zu erdulden.
Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes
aber ist sich der Bedeutung dieser Jubiläumstage
wohl bewußt, und zum Throne steigt aus den Herzen
der Deutschen der warmempfundene Wunsch auf:

Der Himmel segne, beschütze und erhalte unsern Kaiser Wilhelm II.